

— EDITION PATMOS —

Karl S. Guthke

# Die Reise ans Ende der Welt

Erkundungen zur  
Kulturgeschichte der Literatur

francke |  
VERLAG

---

# **EDITION PATMOS**

---

Herausgegeben von Joseph P. Strelka

Band 15



Karl S. Guthke

# **Die Reise ans Ende der Welt**

Erkundungen zur  
Kulturgeschichte der Literatur

francke |  
VERLAG

## Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2011 · Narr Francke Attempto Verlag GmbH + Co. KG  
Dischingerweg 5 · D-72070 Tübingen

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Gedruckt auf säurefreiem und alterungsbeständigem Werkdruckpapier.

Internet: <http://www.francke.de>

E-Mail: [info@francke.de](mailto:info@francke.de)

Druck und Bindung Hubert & Co., Göttingen  
Printed in Germany

ISBN 978-3-7720-8415-7

# INHALT

Vorwort .....	VII
Auftakt: “Ende der Welt”? .....	1
1. Die Reise ans Ende der Welt Tristan da Cunha in Literatur und Reiseberichten .....	5
2. D. Johann Faust und die Kannibalen Geographische Horizonte im sechzehnten Jahrhundert .....	82
3. Die Welt im Kopf Albrecht von Haller im Zeitalter der Entdeckungen .....	111
4. Zu Hause in der großen weiten Welt Die Rolle der Gelehrten und Naturwissenschaftler im Perspektivenwandel um 1800 .....	117
5. Der Bürger und der “Kampf der Kulturen” Exotik im bürgerlichen Trauerspiel .....	143
6. Ein Weltmann aus Deutschland Joh. Chr. Hüttner und “die große Öffnung in die weite Welt” .....	161
7. Goethes Reise zu den Antipoden “Weltbewohnen” in Weimar .....	190
8. Abschied von Europa Ret Maruts literarische Kulturkritik .....	211
9. Schreiben in einem “fernen Land” Diebstahl, Kunst oder Kunst des Diebstahls in Travens “Plagiaten”? .....	241
10. Post aus Mexiko <i>Die Baumwollpflücker</i> : Deutsch, englisch, amerikanisch .....	266

11. Rührstück oder “Schreckspiel”? Die Rezeption des deutschen bürgerlichen Trauerspiels im achtzehnten Jahrhundert .....	295
12. Feindlich verbündet Lessing und die <i>Neuen Erweiterungen der Erkenntnis und des Vergnügens</i> .....	355
13. Die Vorsehung in Mißkredit Schiller in “des Lebens Fremde” .....	378
14. “Angst des Irdischen” Über den Zufall in Schillers Dramen .....	404
15. Papierkrieg und -frieden in Heidelberg Kontroversen um Volksdichtung in den <i>Jahrbüchern</i> und ihrem Umkreis .....	437
16. Endspiel Letzte Worte in der Medienkultur .....	462
Nachweise .....	489
Namenregister .....	491

## VORWORT

Wer das Glück gehabt hat, seine Faszination von den Enden der Welt seit vielen Jahren auf mehr oder weniger beruflichen Reisen ausleben zu können, mag es nicht zu der Lebensweisheit von Fontanes altem Stechlin gebracht haben, dessen "Weltfahrten", wie er sagte, ihn von seinem märkischen Gut allenfalls bis nach Berlin führten. Doch eine gewisse Genugtuung mag darin zu finden sein, daß der Sinn für "die große weite Welt" von vielen geteilt wird, die ihre Faszination, ob ausgelebt oder nicht, in Literatur (im weitesten Sinn) und Nachdenken über sich selbst umzusetzen wußten. Von einigen von ihnen berichtet der Großteil der hier zusammengestellten Studien.

Entstanden sind sie überwiegend während vieler Sommermonate in Cambridge, Cambs., wo die Universitätsbibliothek die Sicht weit über die Grenzen des ehemaligen Empire hinaus öffnet, genauer: im Magdalene College, mit Blick durchs Erkerfenster auf den träge strömenden Cam und scharrende Perlhühner auf englischem Rasen im Mallory Court, der nach dem Alumnus George Mallory benannt ist, der 1924 von einer Mount Everest-Expedition nicht zurückkehrte.

Ich danke den Fellows und besonders dem Master und den Presidents des College, Duncan Robinson, Eamon Duffy und Nicholas Boyle, für ihre Gastfreundschaft; sie haben mir ein "home away from home" geschenkt. Ebenfalls geht mein Dank an die Harvard-Universität, die mir auch für die Jahre nach meiner Emeritierung ein Zimmer in der Bibliothek zur Verfügung stellt, mit Blick auf die Hügel von Boston, wo man in diesiger Ferne Seemöwen zu erkennen glaubt.

Mit besonderer Freude danke ich meiner langjährigen Assistentin Doris Sperber für ihre verständnisvolle Computerisierung der Texte, die ich mit der Schreibmaschine aus meiner Schulzeit zu geduldigem Papier bringe.

Dem Scott Polar Research Institute in Cambridge, Cambs., verdanke ich mehrere Studienwochen im Sommer 2010 in der Gesellschaft von stets gesprächsbereiten Kollegen, die immer gerade von South Georgia oder Baffinland zurück oder auf dem Sprung dorthin waren.

K. S. G



## AUFTAKT

### “Ende der Welt”?

Von Grenzen geht ein Reiz aus: was liegt darüber hinaus? Wie aber, wenn es sich um die “letzte Grenze” handelt: um das Ende der Welt, das in mehreren europäischen Sprachen eine Redewendung und damit eine Art Begriff geworden ist? Gilt die Frage nach dem Darüberhinaus auch dann noch? In Gerhart Hauptmanns Romanfragment *Der neue Christophorus* liest man: “Wir wollten den Rand der Welt erreichen, um einen Blick in das zu tun, was jenseit ist.”<sup>1</sup> Aber stellen sich am Ende der Welt nicht – auch – ganz andere Fragen? Vielleicht die Frage, ob die letzte Grenze, an der das “non plus ultra” unwiderruflich ist, die höchste Herausforderung an den Menschen sei, sich zu beweisen oder sich zu finden in der Welt: zu erfahren, wer er ist? In solcher Sinnerfahrung *in extremis* wird vielleicht das, was das Ende der Welt zu sein schien, sich als ihre Mitte erweisen, wie Raoul Schrott es in seinem Roman *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* nahelegt. Marco Polo reiste ans Ende der Welt und kam an im Reich der Mitte, in einer Wunderwelt des Staunens. Andere jedoch erfuhren die letzte Grenze als ihr Waterloo: die Golden Gate Bridge an der Mündung der Bucht von San Franzisko ist noch immer, lange nachdem der Drang der Abenteurer und Siedler nach dem Westen am Pazifik jäh ans Ende stieß, die *ultima ratio* der von ihrer Reise ans Ende der Welt Enttäuschten, der Selbstmörder. Wer sich aufmacht, das Ende des Regenbogens zu suchen, findet nicht immer das Gold, das das Sprichwort dort verheißt, aber eine definierende Erfahrung allemal.

Damit ist schon deutlich geworden: “Ende der Welt” ist nicht im zeitlichen Sinn gemeint, weder im säkularen wie in Jakob van Hoddis’ Gedicht “Weltende”, das mancherlei pseudo-wissenschaftliche filmische Weltuntergangsszenarien unserer Zeit im voraus parodiert, noch im religiösen wie in Vorstellungen von einem Jüngsten Tag oder auch quasi-religiösen, wobei an Arthur C. Clarkes Science Fiction-Vision in *Childhood’s End* zu denken wäre. Vielmehr wird das Ende der Welt hier im räumlichen Sinn verstanden und da wiederum nicht in schwindelerregend kosmischer Hinsicht (wohin expandiert das Universum?), sondern in rein geographischer, und dies wörtlich (Feuerland) wie auch metaphorisch (Joseph Conrads Kongo).

Um von geographischen Endstationen fasziniert zu sein, bedarf es nicht der ernüchternden Erkenntnis oder Befürchtung von heute, daß, wie Durs Grünbein

---

<sup>1</sup> Centenar Ausgabe, X, 717.

es in *Die Bars von Atlantis* formuliert, es “keine fernen Orte mehr gibt”.<sup>2</sup> Suggestiv beschwört schon die Bibel “das Ende der Erde” (Apg. 1, 8) oder auch “der Welt Ende” (Ps. 2, 8) im geographischen Wortverstand. Für die Antike bezeichneten die Säulen des Herkules die äußerste Grenze der erfahrbaren Welt – die die Phantasie und Gedanken stark beschäftigte. Außerhalb der Meerenge von Gibraltar, glaubten die Ägypter und auf ihren Spuren Plato, lag die Insel oder der Kontinent Atlantis, geheimnisumwittert wie Thule im höchsten Norden, Vergils “Ultima Thule”. Dante ließ Odysseus, des Alltags auf Ithaka müde, im 26. Gesang des *Inferno* auf eine letzte Fahrt gehen, getrieben von der Forscherlust auf “esperienza” in der weiten Welt, “a divenir del mondo esperto”: hindurch zwischen den Säulen des Herkules in die atlantische Unermeßlichkeit, aus der er nicht zurückkehrt, und was er dort sieht, ist keineswegs die Insel der Seligen, der Toten also, die der griechische Mythos ebenfalls dort draußen lokalisierte. In den *Tausend und eine Nacht*-Geschichten von Sindbad dem Seefahrer verquicken sich dann Mythisches und Märchenhaftes mit empirischer Reiseerfahrung.

In der Folgezeit hat sich die Literatur immer wieder anregen lassen von mehr oder weniger beglaubigten Reisen in die äußerste Ferne und Fremde: von St. Brendan, den Wikingern, Marco Polo, Kolumbus und anderen, die sich nach einem jeweiligen Ende der Welt aufmachten oder dorthin verschlagen wurden. Über Jahrhunderte hin verblaßte der Reiz solcher Erzählungen nicht. Im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert war es oft die *terra australis incognita*, vermeintlich klimatisch gemäßigt und menschlich bevölkert, die die literarische Phantasie in ihren Bann schlug – bis Captain Cook sie eines besseren belehrte, woraufhin die Antarktis auch literarisch die Ultima Thule des Südens wurde. Im Anschluß an Defoe schossen im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert überdies Robinsonaden in mehreren europäischen Sprachen üppig ins Kraut. Und als im mittleren neunzehnten die Eisenbahn sogar in der Literatur Furore machte, bezeichnete Théophile Gautier die europäischen Bahnhöfe als den “Kern gigantischer Sterne, mit Strahlen aus Eisen, die sich bis zum Ende der Welt erstrecken”.<sup>3</sup> Hundert Jahre später nahmen, auch außerhalb der englischsprachigen Welt, zwei das Ende der Welt thematisierende Bücher nicht nur jugendliche Leser gefangen: James Hiltons Tibet-Roman *Lost Horizon* (1933) und E. Lucas Bridges’ auch ethnologisch aufschlußreicher romanhafter Bericht über seine seit 1871 im südlichsten Patagonien tätige Missionars- und Siedlerfamilie, den er mit dem Bibelzitat *Uttermost Part of the Earth* betitelte (1948).

*A fortiori* aber steigert sich der Reiz des Endes der Welt in der Gegenwart, im Zeitalter der Globalisierung. Seit nicht nur die weißen Flecken auf der Weltkarte verschwunden sind, sondern auch jeder Stubenhocker weltweit vernetzt ist durch

<sup>2</sup> Frankfurt: Suhrkamp, 2009, S. 33.

<sup>3</sup> *Der Spiegel*, Nr. 41, 11. Okt. 2010, S. 26.

Google Earth und andere Internet-Programme, drängt es paradoxerweise nicht mehr nur die potentiellen Vasco da Gamas und Cooks, Gauguins und Shackletons, Thesigers und Nansens von heute, sondern auch den Durchschnittsbürger der Konsumgesellschaft in die fernste Fremde, sei es als Fluchtgeste, sei es als Nachvollzug des Abenteurers von Explorationen auf unbetretenem Terrain. Solcher Drang kann empirisch befriedigt werden: Belize, einstmals, als es noch Britisch-Honduras war, von Aldous Huxley als Ende der Welt bezeichnet, ist mittlerweile ebenso ein Touristen-Mekka wie Hiltons Shangri-La und Bridges’ “Ende der Erde” (so Luthers Übersetzung der Bibelstelle), wie die Wüste Gobi und die Osterinsel. Oder aber der Drang kann vermittelt befriedigt werden, nicht nur durch das Fernsehen (Michael Palins Reisen an die Enden der Welt gehören zur Allgemeinbildung in der Popkultur), sondern vor allem auch literarisch: im weiteren oder im engeren Sinn. Exotische Reisebücher gibt es wie Sand am Meer, und selten verzichten sie auf den Frisson der geographischen Extremerfahrung. Schon im Titel ist diese signalisiert in Pico Iyers *Falling Off the Map* (1993): seinen Reiseberichten über “Lonely Places”, die größtenteils zu den entlegensten gehören wie Bhutan, Island, Paraguay, Australien. Hoch oben auf der Bestseller-Liste stand im Herbst und Winter 2010 ein Buch mit dem suggestiven Titel *Die Enden der Welt*, Reise-Essays von Roger Willemsen, die zwar auch über so wenig periphere Orte wie die Eifel und Orvieto aufklären, aber in der Hauptsache den Buchtitel rechtfertigen mit ihren Streifzügen nach Timbuktu, Tonga, Gorée, Kinshasa, Kamtschatka, Mandelay, Kap der Guten Hoffnung, Tangkiling und natürlich Patagonien, wo es, wie Iyer berichtet,<sup>4</sup> in Ushuaia ein “Museum am Ende der Welt” gibt. Vor allen anderen aber ist es Bruce Chatwin, der bis heute Millionen Leser in vielen Sprachen die Verlockung nachempfinden läßt, die von den Enden der Welt ausgeht, und zwar nicht nur in seinem Kultbuch *In Patagonia* (1977), das das *Times Literary Supplement* am 29. Oktober 2010 als das fraglos einflußreichste englischsprachige Reisebuch seit dem Zweiten Weltkrieg bezeichnete (S. 3), sondern auch in literarisch aufbereiteten Reportagen über schwer zugängliche, die Phantasie beflügelnde, wenn auch seither touristisch “erschlossene” Orte wie das tiefste Outback am Ayers Rock, die präkolumbianischen Scharrbilder im Wüstensand bei Nazca in Peru, Benin als *sein* “Herz der Dunkelheit”, Timbuktu, Mount Everest.

Auch die Literatur im engeren Sinn strotzt heute von imaginativen Explorationen der Enden der Welt wie nie zuvor seit dem Zeitalter der Entdeckungen (mit Poes *Narrative of Arthur Gordon Pym*, Conrads *Heart of Darkness*, Lotis Reiseerzählungen und Maughams “The Outstation” als bemerkenswerten Nachzüglern). Genannt seien aus dem deutschen Sprachraum nur Sten Nadolnys fikionalisierte Biographie des auf der Suche nach der Nordwest-Passage ver-

<sup>4</sup> *Falling off the Map*, Toronto: Knopf, 1993, S. 44.

schollenen John Franklin, *Die Entdeckung der Langsamkeit* (1983), Christoph Ransmayrs Roman über Ovids Exil am Rand der Zivilisation, in Tomi am Schwarzen Meer, *Die letzte Welt* (1988), W.G. Sebalds *Nach der Natur* (1988), wo Georg Wilhelm Stellers Sibirienreise ans "äußerste Meer" (wie es mit Anklang an den 139. Psalm heißt) thematisiert wird, Arnold Stadlers Roman *Feuerland* (1992) mit seinem Kapitel über einen "Ausflug ans Ende der Welt", Michael Krügers *Himmelfarb* (1993) über eine Expedition in Dschungeltiefen Brasiliens, die Anlaß wird für einen durchdringenden Blick auf die ideologischen Verhältnisse in Nazi- und Postnazi-Deutschland, Raoul Schrotts *Tristan da Cunha* (2003) und schon Patrick Whites *Voss* (1957) über einen historischen Vorstoß ins Innere des fünften Kontinents. Auch manche thematisch postkoloniale Romane deutscher Sprache könnte man hinzurechnen trotz ihres eher politischen Fokus. *Encounters at the End of the World* nennt sich schließlich ein Film von Werner Herzog über die Antarktis.

Die Literatur- und Kulturgeschichte einer solchen Reise an das *expressis verbis* oft so genannte Ende der Welt zeichnet die titelgebende Studie dieses Buches nach.<sup>5</sup> Neun Untersuchungen verwandten Themas, in denen es ebenfalls um die Erkundung jeweiliger Extremregionen der Welt geht (oder in einem Fall um den Aufbruch dazu), schließen sich an. Es folgen dann ein paar thematisch anders orientierte Essays zur Kulturgeschichte der Literatur – Schmuggelgut sozusagen, wie es auch bei wirklichen Weltreisen anfällt, das auf die Nachsicht des inspizierenden Lesers angewiesen ist. Vielleicht dient es auch zur Erinnerung daran, daß die Literatur, und besonders die aus dem deutschsprachigen Binnenland stammende, schließlich auch imstande war, sich dem Reiz der "großen Öffnung in die weite Welt" (so die Formel von Ulrich Im Hof) zu verschließen, von dem die vorausgehenden Studien berichten. Doch warum diese Zurückhaltung – zugunsten welcher Werte?

Verzeihlich ist vielleicht auch die Bemerkung, daß dieses Buch das Schlußstück einer Trilogie über "die große Öffnung in die weite Welt" darstellt – *Der Blick in die Fremde: Das Ich und das andere in der Literatur* (2000), *Die Erfindung der Welt: Globalität und Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur* (2005) und jetzt *Die Reise ans Ende der Welt*.

<sup>5</sup> Die Zeit dafür dürfte gekommen sein. Daß die globale Zivilisation auch die Enden der Welt erreicht und sie ihrer Eigenart beraubt habe, wird heute nicht selten betont: gedankenspielerisch von Erich Wolfgang Skwara (s.u. S. 30), zynisch, desillusionierend von Jean Baudrillard (*Écran total*, Paris: Galilée, 1997, S. 145–149), melancholisch warnend von Eugene Linden (*The Ragged Edge of the World*, New York: Viking, 2011).

# DIE REISE ANS ENDE DER WELT

## Tristan da Cunha in Literatur und Reiseberichten

“Why should you haunt me thus”  
Roy Campbell, “Tristan da Cunha”

### Literatur

#### 1.

Tristan da Cunha? Wer dabei einen Rotwein von der Algarve vermutet, darf sich belehren lassen: es handelt sich um die 1506 von einem portugiesischen Admiral dieses Namens entdeckte, etwas mehr als 100 Quadratkilometer große, nahezu kreisrunde Insel vulkanischen Ursprungs im Südatlantik, ca. 37° südlicher Breite, ca. 12° westlicher Länge, 2300 km südlich von St. Helena, dem nächstgelegenen bewohnten Fleckchen Erde, 2900 km vom Kap der Guten Hoffnung, 3300 km von Montevideo entfernt, eine seit 1816 mehr oder weniger formaljuristisch britische Besetzung am nördlichen Rand der Sturmzone der Roaring Forties. Überrascht ist sie von einem jahreszeitlich schneebedeckten, meist auf halber Höhe von einem dichten Wolkenkranz umgebenen, vom Kratersee erst kegelförmig zu einem ringförmigen, etwa zwei km breiten Hochplateau, dann bis zu 600 m fast senkrecht zur Küste abfallenden Basaltmassiv von etwa 2000 m Höhe. Besiedlung, Landwirtschaft und Viehhaltung sind nur auf einer größtenteils 500–700 m breiten, 6–7 km langen, aus vulkanischem Schutt gebildeten Landzunge im Nordwesten möglich, 30–60 m über dem Meeresspiegel. Die ständige Bevölkerung der Ansiedlung, Edinburgh-of-the-Seven-Seas genannt, besteht aus sieben Großfamilien von legendärer Gesundheit und stark ausgeprägter Unabhängigkeitsmentalität. Vier kleinere Nachbarinseln, die zu dem Archipel gehören, Inaccessible, Nightingale, Stoltenhoff und Middle, sind unbewohnt; Ureinwohner hat auch Tristan nie gehabt. 1810 langten die ersten Bewohner an, drei Amerikaner, von denen einer, Jonathan Lambert aus Salem in Massachusetts, in der *Boston Gazette* vom 18. Juli 1811 sich als Herrn von Tristan da Cunha proklamierte und auch gleich einen Entwurf zur Landesflagge veröffentlichte. 1816 stationierte die britische Admiralität für etwa ein halbes Jahr eine Bereitschaftstruppe aus Südafrika auf Tristan da Cunha zur Sicherung britischer Handelsinteressen, anschließend, 1817, blieben der schottische Korporal William Glass und seine Familie sowie zwei der Garnisonssoldaten zurück. Nach und nach kamen Schiffbrüchige, Deserteure, Aussiedler aus der Kapkolonie, Robbenjäger und Matrosen von

Walfangschiffen hinzu, Englischsprachige zumeist, aber auch ein Holländer und zwei Italiener, überdies fünf schwarze Frauen aus St. Helena, die ein Kapitän auf Wunsch von fünf Junggesellen 1827 an Land setzte. Zwar verließen auch manche der Neuankömmlinge und schon länger Ansässigen die Insel wieder, aber im Lauf der Jahre bildete sich in ständigem Auf und Ab eine Dorfgemeinschaft von heute etwa 300 Tristaniern heraus.

Auf der Segelroute des Verkehrs nach Südamerika und Ostasien und dann der Walfangflotillen aus Neuengland gelegen, war die Insel in den mittleren Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts Anlaufstation für Proviant (Hammel- und Rindfleisch, Fisch, Gemüse, Trinkwasser). Mit dem Abwandern der Wale in Richtung Antarktis, dem Rückgang des Walfangs überhaupt und vor allem mit dem Aufkommen der Dampfschiffahrt mit ihren vom Passatwind unabhängigen Routen wurde solche Verproviantierung überflüssig, und Tristan da Cunha geriet ins Abseits und in Vergessenheit. Nur selten noch gingen Schiffe vor Anker (einen Hafen für die Hochseeschiffahrt gab es ohnehin nicht), vielleicht fünf bis zehn pro Jahr, doch nicht selten auch weniger, bis ins mittlere zwanzigste Jahrhundert. Die Zeit stand still. Aus Marinegeschichte wurde Hörensagen. Um die Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts war Tristan da Cunha "almost a legend" geworden, "with its mirage-like peak, its hurricanes, shipwrecks, and odd stubborn little group of cliff-dwellers" – ein etwas unwirtliches Robinson-Idyll oder karges Paradies mit Tauschhandel, wenn Schiffe vorbeikamen, mit Kartoffeln als internem Zahlungsmittel, unregelmäßigen Arbeitszeiten, Kollektivverhältnissen, in denen jeder jedem gleich ist, frei über sein Tun und Lassen verfügt und doch auf alle angewiesen ist und sich auf sie verlassen kann. Aufmerksam wurde die Welt auf die realen Verhältnisse des Inselvölkchens erst wieder, als im Herbst 1961 der Vulkan ausbrach und die gesamte, 264 Kopf große Bevölkerung nach Südeuropa evakuiert wurde – und so gut wie vollzählig darauf bestand, sobald möglich, im Herbst 1963, aus der ungewohnten Welt der Technik und Zivilisation, des Konsums und Komforts auf ihren feuchtkalten, ständig sturmbedrohten Felsen zurückzukehren.<sup>1</sup> Dann versank "die einsamste Insel der Welt", wie es im Journalistenjargon regelmäßig heißt (richtiger: die einsamste bewohnte Insel), trotz gewisser zivilisatorischer Modernisierungen wieder in die Zeit-, Geschichts-

<sup>1</sup> Die brauchbarste, wenn auch nicht konsequent dokumentierte Geschichte Tristan da Cunhas ist die von Margaret Mackay, *Angry Island: The Story of Tristan da Cunha (1506–1963)*, London: Arthur Barker, 1963. Zahlenangaben, die von Quelle zu Quelle etwas variieren, nach Jan Brander, *Tristan da Cunha 1506–1950*, Hoorn: West-Friesland, 1952, S. 7–8, mit einigen Präzisierungen nach neuesten Quellen. Die Frequenz des Kontakts mit der Außenwelt nach Mackay, S. 237. Zitat: ebd., S. 212. Eine ebenso gottesfürchtige wie monarchietreue Nationalhymne ("national anthem") hatte George Newman den Tristaniern bereits im Jahre 1900 geschrieben; s. Newman, *Other Lyrics*, Ashford: Kent County Examiner, 1900, S. 48 ("Far from the busy world, / [...] Yet here in peace we dwell" ...). Ein anderes Gedicht singt ein Loblied auf den "Gouverneur" Peter Green (S. 49–51).

und Ortlosigkeit einer halbmythischen Ultima Thule mit unregelmäßigem und seltenem Kontakt mit der großen weiten Welt. Erst um die Jahrtausendwende kam es zur sehr bescheidenen touristischen Erschließung.

Ultima Thule – darum ging es, wenn von diesem wie verloren aus dem Meer ragenden Gipfel des subatlantischen Gebirgszugs über mehr als zwei Jahrhunderte hin die Rede war: nicht um Seemannsgarne, sondern um Inselromantik. Tristan da Cunha wurde ein Thema der Literatur. So ist es, auch mit den desillusionierenden Akzenten der Schwarzen Romantik, noch heute im Zeitalter der elektronischen Informationsüberflutung. Denn literarisch “im Gespräch” ist die Insel tatsächlich – wieder und verstärkt – gerade in den letzten Jahren, und zwar auch, ja: besonders in der deutschsprachigen Welt, vor allem, vielleicht nicht von ungefähr, im seemöwenfreien Österreich.

Um mit der Tür ins Haus zu fallen: was Tahiti für das achtzehnte Jahrhundert war – Paradies nicht ohne bald entdeckte Schlange –, scheint, in etwas herberer Abwandlung, spätestens im zwanzigsten und einundzwanzigsten und am deutlichsten um die Jahrtausendwende Tristan da Cunha geworden zu sein: dieses entlegenste bewohnte Stückchen Erde des Planeten, das wahrhafte Ende der Welt, entlegener noch als die Osterinsel und irgend eine andere längst touristisch überlaufene Südseeinsel. Paradies, Sehnsuchtsziel der gebildeten Phantasie – das klingt übertrieben und ist es doch nur leicht. (Der Herzog von Edinburgh drückte es 1957 anlässlich seines Staatsbesuchs etwas nüchterner aus: “You may not have a TV set, but you won’t get ulcers either.”)<sup>2</sup> Baedeker und Reiseberater wissen Bescheid über Tristan da Cunha als “Sehnsuchtsort” des einfachen Lebens. Ein Administrator der Insel bekam in den frühen fünfziger Jahren nicht selten Briefe von Leuten, “who wanted to opt out of everything, withdraw from the world and escape”, und der Verfasser eines strikt akademischen Buchs über den Romanschriftsteller Johann Gottfried Schnabel, den Verfasser der *Insel Felsenburg*, schreibt 1977, er habe Freunde, die “sich in ihren Behausungen [...] die Landkarte von Tristan da Cunha an die Tapete gesteckt haben”, und er kenne sogar Leute, die “ein heimliches Ticket für den Frachter von Kapstadt nach Edinborough [*sic*] der sieben Meere” besäßen.<sup>3</sup> Soweit diese Faszination sich auch literarisch geltend macht, handelt es sich nicht nur um den Rummel, den Raoul Schrotts Mammutroman *Tristan da Cunha* (2003) in Presse, Literaturkritik und -wissenschaft ausgelöst hat, und schon gar nicht ist die Vorgeschichte der heutigen literarischen Faszination mit Jules Verne und dann Arno Schmidt erschöpft, wie Schrott

<sup>2</sup> Mackay, S. 239.

<sup>3</sup> Phil Scott, “The Trials of an Administrator: Some Light-Hearted Reminiscences from 1952–54”, *Tristan da Cunha Newsletter*, Nr. 21 (Sept. 1997), S. 9; Roland Haas, *Lesend wird sich der Bürger seiner Welt bewußt: Der Schriftsteller Johann Gottfried Schnabel und die deutsche Entwicklung des Bürgertums in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts*, Frankfurt u. Bern: Lang, 1977, S. 18, 10.

seinerseits meinte. Erich Wolfgang Skwara war Schrott mit seinem Roman *Tristan Island* bereits 1992 vorausgegangen. Aber das Zauberwort Tristan da Cunha mit seiner Aura vom äußersten Rand der Welt und toten Winkel der Geschichte taucht auch bei so verschiedenen Autoren auf wie Heimito von Doderer (dessen mit den *Wasserfällen von Slunj* einsetzender projektiertes „totaler Roman“ über die 1870er bis 1960er Jahre auch den Vulkanausbruch auf Tristan da Cunha schildern sollte), Peter Handke, Uwe Timm, Primo Levi, Malcolm Lowry (dem Kultautor der sechziger und siebziger Jahre), bei Lawrence Durrell und schon bei James Joyce, und das an nicht leicht zu vergessenden Stellen – ganz als liebäugle die Moderne und Postmoderne unwiderstehlich mit dem Reiz der Rolle Prosperos auf seiner weltabgeschiedenen Atlantikinsel (deren Urbild mittlerweile ein Touristen-Mekka geworden ist, Bermuda nämlich). Und in der englischsprachigen Welt gehört manchmal noch heute das Gedicht „Tristan da Cunha“ von dem Südafrikaner Roy Campbell zum Schulwissen, ähnlich wie in den deutschsprachigen Ländern vielleicht Chamissos „Salas y Gomez“; für Campbell (anders als für die Lyriker Ian D. Colvin und R.N. Currey, die in ihren Tristan da Cunha-Gedichten einer zivilisationsfernen Romantik verpflichtet bleiben) wird das Felseneiland in seiner grenzenlosen Verlassenheit zur Metapher des Autors selbst, die John Donnes „no man is an island“ effektiv zurücknimmt:

Why should you haunt me thus but that I know  
 My surly heart is in your own displayed,  
 [...]

I, too, have burned the wind with fiery flags  
 Who now am but a roost for empty words,  
 An island of the sea whose only trade  
 Is in the voyages of its wandering birds.  
 [...]

Yet what of these dark crowds amid whose flow  
 I battle like a rock, aloof and friendless,  
 Are not their generations vague and endless  
 The waves, the strides, the feet on which I go?<sup>4</sup>

<sup>4</sup> Roy Campbell, *Adamastor*, London: Faber and Faber, 1930, S. 72, 75. Ian D. Colvin, „Tristan da Cunha“ (1905), *The Penguin Book of Southern African Verse*, hg. v. Stephen Gray, London, New York: Penguin, 1989, S. 113–116 („Where life has got no stings“); R.N. Currey, „Outer Seas“ (1945), *Collected Poems*, Oxford: James Currey, 2001, S. 69–71 („Who has not wished to make Tristan da Cunha / In a small boat, alone, and let the world / Go fooling on“). Zu Doderer s. Raymond Furness und Malcolm Humble, *A Companion to Twentieth-Century German Literature*, London u. New York: Routledge, 1991, S. 65. Die meisten dieser Erwähnungen verdanke ich Amazon.com: Literature & Fiction: „Tristan da Cunha“: Books. Dort auch viele Hinweise auf die Romane von Patrick O’Brian und weitere Erwähnungen Tristan da Cunhas. Schrotts Meinung zur Vorgeschichte: Raoul Schrott, *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde: Eine Begegnung mit Autor und Roman*, München: Hanser, 2003, S. 6. Sein Roman *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* (2003) erschien ebenfalls bei Hanser.

## 2.

Bevor das Thema "Tristan da Cunha" im Roman und Drama besonders des späteren zwanzigsten Jahrhunderts und des beginnenden einundzwanzigsten in Augenschein genommen wird, empfiehlt sich ein Blick auf die Cameo-Auftritte der einsamsten Insel der Welt bei den eben genannten Autoren der Weltliteratur. Ian S. MacNiven berichtet in seiner Biographie *Lawrence Durrell*: als Durrell 1935 daran denkt, nach Korfu überzusiedeln, und sich Sorgen macht im Hinblick auf einen denkbaren Krieg in Kontinentaleuropa, erinnert ihn sein in Korfu schon heimisch gewordener Freund George Wilkinson daran, daß sie sich früher einig gewesen seien: "If you want to avoid war Tristan da Cunha is the only place. [...] Cooks'll put you onto a good sea route to it, no doubt." Tristan da Cunha also als der Ort, an dem die Weltgeschichte vorbeigeht, wobei die Reiseverbindung übrigens als viel günstiger dargestellt wird, als sie selbst heute ist! In Lowrys *Under the Volcano* von 1947 sprechen Yvonne und ihr neuer Schwarm Hugh auf einem Ausritt über die Trunksucht Geoffrey Firmins, des englischen Konsuls in Cuernavaca, und Yvonne, dessen entfremdete Frau, hat die Idee, sich mit ihm auf eine Farm zurückzuziehen, vielleicht in Kanada. Hugh kann solche "Phantasien" nicht recht ernst nehmen:

"I mean why Canada more than British Honduras? Or even Tristan da Cunha? A little lonely perhaps, though an admirable place for one's teeth, I've heard. Then there's Gough Island, hard by Tristan. That's uninhabited. Still, you might colonize it. Or Sokotra, where the frankincense and myrrh used to come from and the camels climb like chamois – my favourite island in the Arabian Sea."<sup>6</sup>

Wieder also die weltverlorene Südatlantikinsel als Chiffre des romantischen "Aussteigens" aus der Wirklichkeit in eine Welt der Imagination. In *Finnegans Wake* (1939) wird ein unliebsamer Zeitgenosse an einer herausragenden Stelle ans Ende der Welt verwünscht, und das heißt wie selbstverständlich Tristan da Cunha mit seinen Schiffbrüchigen ("manoverboard"), seinen ehemaligen Soldaten und (damals) 105 Einwohnern, mit seiner verlockend benannten Nachbarinsel Inaccessible und seinem eigenen Namen, der das den ganzen "Roman" hindurch leitmotivische Tristan-Thema evoziert: "I want him to go and live like a theabild in charge of the night brigade on Tristan da Cunha, isle of manoverboard, where he'll make Number 106 and be near Inaccessible."<sup>7</sup> Eher geheimnistuerisch (soweit die *Finnegans Wake*-Stelle das nicht ist) gibt sich eine erratische Passage in Primo Levis *Il sistema periodico* (1975), wo der Erzähler sich einen zufälligen Verweis auf die Insel Tristan da Cunha zum Stichwort nimmt für eine zu schreibende Geschichte –

<sup>5</sup> London: Faber and Faber, 1998, S. 101.

<sup>6</sup> London: Picador, 1990, S. 119.

<sup>7</sup> New York: Viking, 1971, S. 159.

die dann tatsächlich auch, unter dem Titel "Mercurio", in diesem Band erscheint, aber allzu spielerisch-leichtgewichtig ausfällt: eine phantasievoll angereicherte kuriose Episode aus der Besiedlungsgeschichte Tristan da Cunhas (hier, wie schon bei Hervé Bazin, "Desolazione" genannt).<sup>8</sup> Höchst signifikant jedoch ist wieder die Beschwörung der Insel in Peter Handkes "Märchen" *Die Abwesenheit* (1987).<sup>9</sup> Einer der vier Außenseiter der Gesellschaft, die sich hier zu einer immer exotischer und surrealistischer werdende Erkundungsfahrt aufmachen – zu einem fluchtartigen Sehnsuchtstrip ins ganz andere, geschichtslose und ortlose "Niemandland" der Phantasie (S. 194, 214), wo sie eine Art Beglückung finden –, nämlich die einzige Frau unter ihnen, bekennt gleich anfangs: die wirkliche Welt, der Planet Erde habe sie nie gereizt: "Verreisen? [...] Nie hat es mich in die Ferne gezogen. Ich habe keine Sehnsuchtsorte wie eure Insel Tristan da Cunha oder eure Antarktis. [...] Ich glaube nicht an das Wunder auswärts" (S. 61). Tristan da Cunha als "Sehnsuchtsort" der normalen Sterblichen wird in den Schatten gestellt von den Sehnsuchtszielen der Phantasie, die niemals erfahren werden könnten durch Entdecker-Expeditionen, vor denen also selbst Tristan da Cunha nicht sicher wäre. Solche Ziele wären die mythisch-imaginären Welten, die die Menschheit sich in ihrer "Kindheit" erdacht habe wie Ultima Thule und Atlantis "am Ende der Welt" (S. 81). Der Kindheit entwachsen, bleibt dem Europäer von heute, so lautet die Diagnose, immerhin noch Tristan da Cunha als "Sehnsuchtsort". Auf Kuriositätswert reduziert hingegen Uwe Timm die quasi mythische Insel in seinem skurrilen Roman *Johannisnacht* (Köln: Kiepenheuer u. Witsch, 1996) um die abstrusen Berliner Abenteuer eines journalistischen Kartoffelforschers, der sich "in immer abgelegene Gebiete" verliert, zu denen "die Kartoffel [...] auf der Insel Tristan da Cunha" gehört (S. 12). Ähnlich kurz vorher auch der Spanier Javier Marías in *Corazón tan blanco* (Barcelona: Anagrama, 1992), wo Aids auf dem Tristan-Archipel eins der absurden Themen ist, mit dem sich der frustrierte Protagonist als Übersetzer herumschlagen muß (S. 58), und eine Generation früher schon der argentinisch-italienische Surrealist aus dem Kreis um Borges und Silvina Ocampo, J. Rodolfo Wilcock in seiner Galerie von Exzentrikern *La sinagoga degli iconoclasti* (1972), wo in dem Kapitel "Klaus Nachtkecht" von einem verrückten deutschen Emigranten in Südamerika berichtet wird, er habe im Vertrauen auf die Heilkraft vulkanischer Strahlungen ein Kurhotel auf Tristan da Cunha errichten wollen, was daran scheiterte, daß niemand so recht wußte, wie man dort hinkäme. Schließlich Arno Schmidt, der in der Literaturgeschichte Tristan da Cunhas eine ganz besondere, herausgehobene Rolle spielt. Der Auftakt ist seine frühe Erzählung "Seltsame Tage", die ganz aus der Aufzählung von angeblich merkwürdigen Lappalien und Trivialitäten besteht; zu diesen gehört der

<sup>8</sup> *Il sistema periodico*, Turin: Einaudi, 1975, S. 77, 100–112. Zu Bazin s. u. S. 23–27.

<sup>9</sup> Frankfurt: Suhrkamp, 1987.

völlig unmotivierte Anruf einer Frau, die eine drollige Anekdote aus dem Alltag Tristan da Cunhas oder der "Tristanier", wie Schmidt sie nennt, erzählt und dann aufhängt. Es handelt sich um einen dem Sachkenner geläufigen Zwischenfall anlässlich einer Hochzeit auf Tristan da Cunha.<sup>10</sup> In dem epischen Mammutwerk *Zettels Traum* (1970) kommt Tristan da Cunha dann mehrmals vor;<sup>11</sup> die reichhaltigste Stelle ist:

Wie TRISTAN DA CUNHA denn immer=wieder den Dichtern seltsam=anregend gewesen ist: SCHNABEL (IF) / POE / JULES VERNE / JOYCE / auch=Ich hab ja ein (sogar noch "erhaltenes"! ) LG dran geschriebm!<sup>12</sup>

Ob "seltsam=anregend" der richtige Ausdruck ist zur Bezeichnung der Bedeutung Tristan da Cunhas für die genannten Autoren, ist bezweifelt worden.<sup>13</sup> Doch daß er auf die Bedeutung der Insel für Schmidt selbst zutrifft, steht außer Zweifel. (Möglich, daß er bei den Genannten Rückversicherung suchte für seine eigene Faszination.)

### 3.

Am deutlichsten tritt diese Faszination Schmidts zutage – und damit kommen wir zu dem ersten Tristan da Cunha-Roman – in seiner mehr als einmal stolz herausgestellten "aufsehenerregenden"<sup>14</sup> Entdeckung, daß die Insel Felsenburg in Johann Gottfried Schnabels utopischem Roman *Wunderliche Fata einiger See-Fabrer* (über eine ideal bürgerliche Gemeinschaft von Europamüden, 1731–43) in der geographisch-historischen Wirklichkeit die Insel Tristan da Cunha sei.<sup>15</sup> Das ist nun zwar ein Fortschritt gegenüber der am Ende des neunzehnten Jahrhunderts im Zusammenhang der Suche nach dem geographischen Urbild geäußerten Ansicht, daß der Südatlantik, wo Schnabel seine Insel lokalisiert (und im selben Jahr, 1731, auch Antoine-François Prévost d'Exiles seine Inselutopie *Le Philosophe*

<sup>10</sup> Vgl. etwa Mackay, S. 142; Schmidt dürfte die Geschichte bei K. M. Barrow gefunden haben: *Three Years in Tristan da Cunha*, London: Skeffington, 1910, S. 55. Dies war die Hauptquelle für seine Informationen über Tristan da Cunha. Schmidt, Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe I, Band IV (1988), 99; Erstausgabe 1966.

<sup>11</sup> Dieter Stündel, *Register zu "Zettels Traum": Eine Annäherung*, München: Edition Text + Kritik, 1974, S. 480.

<sup>12</sup> *Zettels Traum*, Stuttgart: Stahlberg, 1970, S. 244.

<sup>13</sup> Dieter Rudolph, "Tristan da Cunha", *Zettelkasten*, I (1984), 168–182.

<sup>14</sup> Gerd Schubert, "Der Wein auf Tristan da Cunha: Eine Übersicht zu Arno Schmidts Bezugnahme auf Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg* mit einigen Anmerkungen, auch Adam Oehlenschläger betreffend", *Zettelkasten*, IX (1991), 19.

<sup>15</sup> "Herrn Schnabels Spur: Vom Gesetz der Tristaniten", Bargfelder Ausgabe, Werkgruppe II, Band I (1990), 235–264. Zuerst 1958 im Druck; Rundfunksendung 1956.

*anglais ou l'histoire de M. Cleveland*), "ohne Inseln" sei.<sup>16</sup> Doch sind die Navigations-Angaben in dem generell als *Insel Felsenburg* bekannten Roman ("IF" bei Schmidt) nicht so präzise, wie Schmidt den Leser glauben macht. Tatsächlich wird dort nur gesagt, daß das Auswanderer-Schiff in St. Helena vor Anker geht, dann südwärts segelt, am 15. Oktober den "Tropicum Capricorni passirt" und nach anhaltender Schlechtwetterperiode, aber bei offenbar normaler Windstärke und -richtung am 12. November 1725 vor der Insel ankert – von den bei Schmidt in scheinbarer Sachlichkeit genannten Breitengraden keine Spur.<sup>17</sup> Immerhin gehört auch bei diesen spärlichen Indizien nicht viel Scharfsinn oder geographische Sachkenntnis dazu, auf Tristan da Cunha als Urbild von Schnabels Inselutopie zu tippen: was sonst käme denn in Frage! Darüber belehrt schon ein Blick auf die Landkarte, und auf Landkarten war Tristan da Cunha, unter diesem Namen, denn auch schließlich schon über zweihundert Jahre vor Schnabels Roman eingetragen gewesen, seit etwa 1509.<sup>18</sup> Allenfalls wäre noch an die Insel Saxenburg, zwischen St. Helena und Tristan da Cunha, zu denken, 31° südlicher Breite, 18° westlicher Länge, die bis ins frühe neunzehnte Jahrhundert auf Seekarten erschien, auch in J.H. Zedlers *Großem vollständigen Universal-Lexikon* (1742, im 34. Band) einen Eintrag erhielt, sich aber später als imaginär herausstellte: der Sachse Schnabel hätte diese Insel vielleicht passend gefunden, schließlich kommen seine Romanfiguren aus Sachsen.<sup>19</sup> Im übrigen ist die geographische Identifizierung natürlich längst nicht so wichtig, wie Schmidt mit der Gravitas des Autodidakten meint (er scheint Schnabels Beteuerung im Vorwort aufgesessen zu sein, daß es sich nicht um "Fiction", sondern um "Wahrheit" handle – obwohl "Fiction" als "lusus ingenii"

<sup>16</sup> Adolf Stern, "Der Dichter der *Insel Felsenburg*", *Historisches Jahrbuch*, 5. Folge, 10. Jahrg. (1880), 345.

<sup>17</sup> *Insel Felsenburg*, hg. v. Günter Dammann und Marcus Czerwionka, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997, I, 112–114, vgl. 160–163. S. auch Schubert, S. 51. Über den Roman vgl. u. a. Horst Brunner, *Die poetische Insel: Inseln und Inselvorstellungen in der deutschen Literatur*, Stuttgart: Metzler, 1967, S. 102–113; Michael Winter, *Compendium Utopiarum: Typologie und Bibliographie literarischer Utopien*, Erster Teilband, Stuttgart: Metzler, 1978, S. 187–196; Wilhelm Voßkamp, "›Ein irdisches Paradies‹: Johann Gottfried Schnabels *Insel Felsenburg*", *Literarische Utopien von Morus bis zur Gegenwart*, hg. v. Klaus L. Berghahn u. Hans Ulrich Seeber, Königstein: Athenäum, 1983, S. 95–104.

<sup>18</sup> Mackay, S. 20.

<sup>19</sup> Vgl. Peter Brosche, "Neues zur Lage der Insel Felsenburg", *Photorin*, Heft 3 (1980), S. 44–45. In Heft 2 derselben Zeitschrift (1980) hatte Brosche das Urbild der Felsenburg-Gemeinschaft in Stolberg im Harz gefunden ("Die Insel Felsenburg: Zur geographischen Lage einer literarischen Utopie", S. 23–27). Zu Saxenburg vgl. noch Henry Stommel, *Lost Islands*, Vancouver: Univ. of British Columbia Press, 1984, S. 22–25, 121. Was Zedler zu Saxenburg angibt – "Eine Insul, [...] nicht weit von dem Paragayischen Meer, welche 1670 [...] entdeckt, aber nicht weiter untersucht worden, sie wird auch auf wenig Charten gesehen" (Sp. 447) –, wirkt wie ein Stichwort zur Ansiedlung von Utopien.

unverächtlich sei). Denn nicht nur ist das Vorbild der idealen Inselwelt *auch* das irdische Paradies mit seinen althergebrachten literarischen Topoi, das im Roman mehrfach beim Namen genannt wird.<sup>20</sup> Vor allem aber, und der Paradiesvorstellung entsprechend, sind die klimatischen und topographischen Verhältnisse der Insel Felsenburg unter keinen Umständen mit der landwirtschaftlichen Kargheit und ökonomischen Unwirtlichkeit des realen Tristan da Cunha auf einen Nenner zu bringen. Das besagt: wenn Schnabel wirklich mit dem Blick auf eine Landkarte Tristan da Cunha als Urbild im Auge gehabt haben sollte, kann er so gut wie nichts darüber gewußt haben; die angeblichen Quellen seines Wissens, die Schmidt zuversichtlich nennt, sind entweder nicht-existent, oder sie sagen nichts über Tristan da Cunha.<sup>21</sup> Doch über solchen Quisquilien sollte man nicht aus den Augen verlieren, was unbezweifelbar ist: daß Schnabel seinen Roman (der seit Schmidts wiederholten Hinweisen auf seine Bedeutung in der Geschichte der Gattung und auf seinen literarischen Wert wieder intensiv ins Blickfeld der Germanistik gerückt ist) in der noch heute entlegensten Weltgegend ansiedelt und daß, wenn man schon an einen insularen geographischen Fixpunkt in dieser Gegend denken will, eigentlich nur Tristan da Cunha in Frage kommt.<sup>22</sup> Und das gilt schon für Schnabel nach dem kartographisch greifbaren Wissensstand seiner Zeit, wenn er natürlich auch keineswegs beabsichtigt hat oder auf Grund der damals in Deutschland verfügbaren Sachkenntnis beabsichtigt haben kann, eine einigermaßen zutreffende Topographie der Insel oder Inselgruppe (auch die Nachbarinsel Klein- Felsenburg spielt ja im Roman eine Rolle) zu liefern. Mit dieser Einschränkung also wäre Schnabel der Autor, der die Ausgestaltung der Südatlantikinsel zum Mythos vom utopisch "guten Leben" inauguriert hat.

Ähnliches wie für die *Insel Felsenburg* gilt im Hinblick auf die reale, empirische "Vorlage" für Adam Oehlenschlägers Neugestaltung von Schnabels Werk in seinem utopischen Roman *Die Inseln im Südmeere*, der in Oehlenschlägers eigener deutschsprachiger Fassung 1826 herauskam. Die geographische Lokalisation ist um nichts genauer als bei Schnabel. Zu dieser Unbestimmtheit paßt, daß der Däne im Unterschied zu dem Deutschen, der immerhin im Vorwort noch auf einen Grad von Verismus pochte, sich über die mythische Natur der Robinson-Existenz

---

<sup>20</sup> Rosemarie Nicolai-Haas, "Die Landschaft auf der Insel Felsenburg", *Landschaft und Raum in der Erzählkunst*, hg. v. Alexander Ritter, Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 1975, S. 262–292.

<sup>21</sup> Vgl. Dirk Sangmeister, "Wunderliche Saga eines absonderlichen Schriftstellers, oder: Warum Tristan da Cunha nicht das Vorbild für Schnabels *Insel Felsenburg* war", *Bargfelder Bote*, Lfg. 170–171 (1992), 17–31. Ähnlich Schubert (Anm. 14). Trauben, die auf der Insel Felsenburg wachsen, gedeihen übrigens doch auf Tristan da Cunha. So Barrow (Anm. 10), S. 117, 264– dies als Korrektur der Behauptung von Sangmeister (S. 24) und Schubert (S. 51).

<sup>22</sup> Ähnlich, aber unter Verweis auf andere (imaginäre) Inseln, Schubert, S. 56.

auf der von der Beschaffenheit Tristan da Cunhas stark unterschiedenen Südatlantikkinsel völlig im klaren ist. Im Vorwort heißt es:

Fragt Jemand: Wo ist der eigentliche Held der Geschichte? den frag' ich: Wo steht es geschrieben, daß in einem Romane nur ein einziger Held (eigentlich eine einzige Hauptfigur) auftreten solle? Können auch nicht mitunter ihrer zwei, ja, noch mehrere sein? Einige merkwürdige Menschen verschiedener Zeitalter (wodurch diese zum Theil geschildert und in Gegensatz zu einander gebracht werden) finden nach vielen Abenteuern und Widerwärtigkeiten Ruhe auf einer schönen Insel; nur die kriegsbegierigen, heimathskranken Wäriinger nicht. Das paradiesisch idyllische Leben hört aber wieder auf, sobald ihrer zu viele werden, und nun müssen einige weise Freunde sich wieder in einen engeren Kreis von der Welt zurückziehen und freiwillige Robinsone werden, um des Glückes der Ersten wieder theilhaftig zu werden. Das ist die Einheit, die Idee dieser Dichtung! Ein Bild des allgemeinen Menschenlebens. Denn, wo findet man wahres Glück, ohne sich von den Eitelkeiten der Welt mit wenigen Auserwählten zurückzuziehen? Ohne ein freiwilliger Robinson zu werden, der selbst die Hauptstraße der größten Hauptstadt wie das einsame Insel-Gestade, und das Menschengewimmel darin mit seinen Leidenschaften und Zerstreungen wie Wellen des Meeres im Sturm und Sonnenschein betrachtet?<sup>23</sup>

Nicht nur ist Oehlenschläger sich der idealistischen Mythisierung bewußt: er gestaltet sie auch auf seine eigene, von Schnabel abweichende Weise aus, nämlich in Richtung auf die etwas resignierte, aber selbstgewählte geistesaristokratische Eremitage, während es sich bei Schnabel um das Asyl von Verfolgten handelte, die generell kleine Leute ohne gehobene kulturelle Ansprüche waren. Die Insel im Südatlantik wird derart bei Oehlenschläger der mythische Ort eines idealen Lebens fern von Europas moderner Betriebsamkeit und Kabale (und Krethi und Plethi): eine Stätte der Bildung und vornehmen Selbstkultivierung.<sup>24</sup>

Genau auf dieser ideologischen Linie des Inselutopismus liegt noch zwei Generationen später ein Werk, das sich ebenfalls in vieler – topographischer und fiktiver – Hinsicht an die *Insel Felsenburg* bis ins Wörtliche anschließt: die Erzählung *Apoikis* (griech. "Zufluchtsort, Kolonie") von dem durch seine philosophische Science Fiction bekannt gewordenen Kurd Laßwitz (1882).<sup>25</sup> Sie spielt auf einer in jedem Sinne imaginären Insel "in dem einsamen, selten besuchten südlichen Teile des Atlantic", deren geographische Lage präzise fixiert wird als 28° 34' westlicher Länge und 39° 56' südlicher Breite (S. 61). Wie die Insel

<sup>23</sup> *Werke*, 2. Aufl., Breslau: Max, 1839, XV, xi-xii. Zur völlig vagen geographischen Lokalisation s. *Werke*, XVI, 54–60.

<sup>24</sup> Vgl. Sven-Aage Jørgensen, "Adam Oehlenschlägers *Die Inseln im Südmeer* und J. G. Schnabels *Wunderliche Fata*", *Nerthus*, II (1969), 131–50.

<sup>25</sup> In Laßwitz, *Seifenblasen: Moderne Märchen*, Leipzig: Elischer, 10. Taus., o.J., S. 60–77. Lt. Inhaltsverzeichnis entstand diese Geschichte 1882. Zur motivischen Nähe zur *Insel Felsenburg* s. Schweikert (Anm. 26), S. 914–917.

Felsenburg und die Inseln des Tristan-Archipels hat sie eine "steile [...] Felsenwand" (S. 61), die allerdings statt aus Basalt aus Kalkspatkristallen besteht, so daß sie für einen Eisberg gehalten und daher auf Seekarten nicht zur Kenntnis genommen wird. Zu Hause ist hier eine ideale menschliche Gemeinschaft in einer idealen Welt – futuristisch zivilisiert in der Art von Science Fiction (geschützt durch ein parapsychisches Kraftfeld, das fremde Fahrzeuge pulverisiert), zugleich aber philosophisch-charakterlich höchstentwickelt im Sinne der deutschen idealistischen Philosophie, sofern, wer dächte nicht an Schiller, "Pflicht und Wunsch", "Zwang und Freiheit" zusammenfallen.<sup>26</sup> Diese Lebensform wird nun aber bei allem Informations-Kontakt mit Europa (alle zehn Jahre per Untersee-Expressboot) als Gegenbild zu Europa stilisiert: Kultur auf der Insel *Apoikis*, Barbarei in Europa; vom Land der Herkunft sondert man sich ab, nachdem man ihm vor 200 Jahren entkommen ist. Das wird gleich eingangs deutlich. Die Erzählung gibt sich in der Form des Briefes eines deutschen Archäologen, der am 28. Dezember 1881 über seine durch besondere Vergünstigung ermöglichte Reise in das Wunderland *Apoikis* berichtet: in die "Gemeinschaft seliger Götter, die ich vor wenigen Tagen verlassen, [um] wieder in das Barbarentum Europas zurückzukehren". Immerhin: einen "Blick in das intelligible Paradies" habe er geworfen (S. 60); dessen Bewohner "amüsierten sich über unsere Leute, wie wir uns über die Feuerländer im zoologischen Garten amüsiert hatten. Und ebenso verblüfft und verständnislos wie jene Wilden waren hier die Europäer", obwohl man ihnen sinnigerweise ihr zeitweiliges Habitat "europäisch eingerichtet" hatte (S. 76). Die Insel im Südatlantik ist also nicht nur ein Paradies und insofern rückwärtsgewandt, sondern vor allem eine Vorwegnahme der evolutionären Zukunft utopischen Gepräges. Nun aber die Pointe, die im Zusammenhang des Tristan da Cunha-Themas relevant ist: der Erzähler läßt sich, um rasch nach Europa zurückkehren zu können, mit einem "Ruderboot, [wie es] zu Fahrten in der Nähe der Insel [...] gebraucht" wird (S. 76), innerhalb von Stunden auf eine Nachbarinsel übersetzen; diese liegt mithin ganz in der Nähe, und das ist *expressis verbis* Tristan da Cunha, denn von dort ist der Brief des Erzählers datiert: "Tristan da Cunha, 28. Dezember 1881" (S. 60). Mit andern Worten (und ungeachtet der Bezeichnung von Längen- und Breitengrad, die stark abweichen von der Lage des Tristan-Archipels): die Wunderinsel der Glückseligen kann nur eine Nachbarinsel von Tristan da Cunha sein, etwa Inaccessible! Wieder einmal ist die notorisch entlegenste Region der marinen Welt, die südatlantische Wasserwüste, der Ort der mythischen Utopie. Das Tristan-Archipel ist es also, auf das sich die "unstillbare Sehnsucht nach dem Unerreichbaren" (S. 60) richtet – wie später immer wieder, etwa bei Handke (s. o. S. 10 und Skwara (s. u. S. 29), quasi wörtlich noch im Prachtstück der Beispielreihe,

<sup>26</sup> S. 72–73. Dazu Rudi Schweikert in Kurd Laßwitz, *Auf zwei Planeten*, hg. v. Hans-Michael Bock, Frankfurt: Zweitausendeins, 1997, S. 913, 921–922.

Raoul Schrotts *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* (2003), das der Verlag nach Stichworten des Textes als den "Roman der Sehnsucht" vertreibt.<sup>27</sup>

Die Tendenz zum Mythisch-Märchenhaften, die sich im Hinblick auf das Tristan-Archipel bei Laßwitz geltend macht und bis hin zu den beiden prominentesten Tristan-Romanen der Gegenwart lebendig bleibt, wird schon 1867 präludiert, und zwar unter direkter Berufung auf die klassische Mythologie, in einem Roman von Jules Verne. Das ist jedoch nicht der, den Arno Schmidt in seiner zitierten Bemerkung über das "Seltsam=Anregende" der Südmeer-Insel für Verne im Auge hatte (*Le Sphinx des glaces*), sondern *Les Enfants du Capitaine Grant* (*Die Kinder des Kapitän Grant*, übersetzt von Lothar Baier, Frankfurt: Fischer, 1975). Das zweite Kapitel des zweiten Teils ist da "Tristan da Cunha" überschrieben. Die mondäne Reisegesellschaft geht hier zu kurzem Besuch auf der Insel an Land, die geographisch zwar durchaus korrekt lokalisiert wird, doch den rauen klimatischen Bedingungen Tristan da Cunhas keineswegs entspricht. Richtig jedoch ist, was anschließend an den Landgang in einem abendlichen Gespräch an Bord über die Geschichte der Insel, ihre Entdeckung und Entdecker mit viel akkuratem Detail mitgeteilt wird. Nichtsdestoweniger bleibt dieses Tristan da Cunha ein märchenhafter Ort: eine "île privilégiée", ein Land des ewigen Frühlings ("printemps éternel"); ja: erinnert wird sogar an die Ähnlichkeit der Insel mit Homers Insel der Kalypso.<sup>28</sup> Der Tristan-da-Cunha-Mythos wird also humanistisch eingemeindet in die antike Sagenwelt des Bildungsbürgers des neunzehnten Jahrhunderts: das sturmgepeitschte Eiland, auf dem vor allem anspruchloses nördliches Gemüse und Kartoffeln gedeihen, wird zur Insel der Seligen oder doch wunschlos Glücklichen.

Was Arno Schmidt hingegen mit seinem Hinweis auf Jules Verne im Sinn hatte bei seiner Suche nach Vorläufern seiner eigenen Faszination von der Südmeer-Insel, war, wie gesagt, dessen Roman *Le Sphinx des glaces* von 1897<sup>29</sup> (*Die Eissphinx*, übersetzt von Hans-Jürgen Wille und Barbara Klau, Zürich: Diogenes, 1985). Dabei handelt es sich um eine Fortsetzung von Edgar Allan Poes kurz vor dem Ende abrupt abgebrochener Erzählung *The Narrative of Arthur Gordon Pym of Nantucket* (1838). Der Forschungsreisende Pym war dort auf der Suche nach den Aurora-Inseln südlich von den Falklands auf mysteriöse Weise verschollen, und Verne beschreibt nun seinerseits, wie elf Jahre später eine neue Erkundungsreise unternommen wird, die das Schicksal Pym und seiner Mitreisenden klären soll. In beiden Texten spielt Tristan da Cunha insofern eine Rolle, als es die einzige Insel im Südatlantik ist, auf der man sich mit Fleisch, Gemüse und Trinkwasser

<sup>27</sup> Raoul Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung mit Autor und Roman* (Anm. 4), Rückseite des Umschlags.

<sup>28</sup> *Les Enfants du Capitaine Grant*, Paris: Hetzel, Bibliothèque d'éducation et de récréation, o.J., S. 231. (Reihe [Les] Voyages extraordinaires).

<sup>29</sup> Vgl. Rudolph (Anm. 13), S. 177–178.

versorgen kann. So haben beide ein "Tristan da Cunha" betitelt Kapitel (das 15. bei Poe, das 7. bei Verne). Doch zum Mythos der Insel tragen diese Kapitel nur herzlich wenig bei, da ihre *raison d'être* eben ganz praktisch-realistisch ihre geographische Unumgänglichkeit ist (Landgang zwecks Proviantaufnahme). Immerhin sind diese Kapitel fünf bzw. dreizehn Seiten lang,<sup>30</sup> und sie geben einen einigermaßen erfahrungsgetreuen Eindruck von einer bis zu Poes Erzählung *unter ihrem Namen* literarisch noch unbekanntem Insel (Schnabel und Oehlenschläger hatten ihre utopische Insel ja nicht Tristan da Cunha genannt). Poe 1838 und Verne 1867 und 1897 zeichnen die Insel, die bei Laßwitz 1882 lediglich als Absendeort eines Briefes über die utopische Insel Apoikis figuriert, also als erste mit ihrem realgeographischen Namen in die literarische Karte ein. Wie sieht sie bei ihnen aus?

Poe hält sich in betont sachlich an die geo- und topographischen sowie schiffahrts- und besiedlungsgeschichtlichen Tatsachen des Archipels im Anschluß an die von ihm selbst genannte Quelle: Benjamin Morrells *A Narrative of Four Voyages, to the South Sea, North and South Pacific Ocean, Chinese Sea, Ethiopic and Southern Atlantic Ocean, Indian and Antarctic Ocean* (New York: J. & J. Harper, 1832, S. 352–355). Längen- und Breitengrad des Archipels sind penibel verzeichnet, die Gestalt der Vulkaninsel wird genau beschrieben, die für die Landung von Booten geeignete Bucht im Nordwesten erwähnt, die Tierwelt (Seelöwen, Seehunde, Seevögel, auch die ausgesetzten Ziegen) geschildert und die Bedeutung der Insel für die Proviantaufnahme betont; anschließend werden die Berichte von Kapitänen über die seit dem frühen neunzehnten Jahrhundert zunehmende Bevölkerung zusammengefaßt, die unter Führung des "Englishman" Glass vom Handel mit Seehundsfellen lebe. Was bei solcher Nüchternheit allenfalls in die Richtung einer Idealisierung der Lebensverhältnisse deutet, ist der Hinweis auf das gesunde Klima und die Fruchtbarkeit des Bodens: "salubrity of the climate and [...] the productiveness of the soil" (S. 173). Das ist nicht viel, aber Verklärung immerhin, und das um so mehr, als von der Inselgruppe, die "now so well known" sei (S. 171), damals jedenfalls schon dies bekannt gewesen sein mußte, daß das Klima höchst abschreckend und die landwirtschaftliche Erträglichkeit des Bodens äußerst dürftig ist.

Nicht viel stärker beteiligt sich Verne an der Idealisierung Tristan da Cunhas, doch in interessant anderer Blickrichtung. Er lenkt die Aufmerksamkeit statt auf Geschichte und Ortsbeschreibung, die ganz knapp referiert werden, mehr auf die Begegnung mit den Tristaniern, vor allem mit dem schottischen ehemaligen Artillerie-Korporal Glass, jetzt Seehundsfellhändler, der als eine Art Gouverneur

<sup>30</sup> Poe, *The Narrative of Arthur Gordon Pym of Nantucket*, hg. v. Harold Beaver, London: Penguin, 1975, S. 171–175; Verne, *Le Sphinx des glaces*, Paris: Hetzel, Bibliothèque d'éducation et de récréation, o.J., S. 93–106. (Reihe Les Voyages extraordinaires).

über mehr als fünfzig Leute gebietet. Das angeblich günstige Klima wird in der Unterhaltung mit ihm zwar ebenfalls gestreift, sicher auf Poes Behauptung hin. Vor allem aber wird die Genügsamkeit und (nicht ungewitzte) Weisheit des Tristaniers hervorgehoben: einen Hafen, selbst ein Dock braucht man nicht, da die "Natur" eine so gut geschützte Landebucht bereitgestellt hat; man ist dankbar zufrieden mit den natürlichen Gegebenheiten, ohne europäischer Fortschrittsucht zu verfallen. Gastfreundschaft ist eine weitere Tugend in dieser isolierten Welt, aber ansonsten widmet Verne sein Tristan-da-Cunha-Kapitel der Verknüpfung der Pym-Expedition mit der neuerlichen Forschungsreise. Nur in Grautönen deutet sich damit, wie schon bei Poe, eine Insel der Glückseligen an, sehr im Unterschied zur klassisch inspirierten Mythisierung in *Les Enfants du Capitaine Grant* dreißig Jahre zuvor. Immerhin hat sich, wenn man auf das Bisherige zurückblickt, vom frühen achtzehnten Jahrhundert bis zum späten neunzehnten in verschiedenen Beleuchtungen ein in den Umrissen bestimmtes Bild der "einsamsten Insel der Welt" bzw. ihres Archipels herausgebildet, das unverkennbar Anflüge von utopischer Idealisierung aufweist, wenn auch in unterschiedlicher Stärke. Selbst in Vernes *Sphinx des glaces*, dem am wenigsten in diese Richtung einschlagenden Roman, fällt – und ganz erratisch unpassend und ohne Anlaß – die Bemerkung: im sechzehnten Jahrhundert hätte man die Tristan-Inselgruppe "terre de vie", "das Land des Lebens" genannt (S. 97). Das wäre also ein verheißenes Land der Sehnsucht in entlegenster Ferne, weitab vom zivilisierten "Leben" in Europa – wo doch gerade um die Jahrhundertwende die Wogen der Selbstbewunderung hoch gingen: das Datum von *Le Sphinx des glaces* ist das Jahr der Jubelfeiern anlässlich der 60. Wiederkehr von Victorias Thronbesteigung. Seine ganze Lautstärke und Klangfülle entwickelt das bereits mehrfach mehr oder weniger zaghaft angeschlagene Thema "Tristan da Cunha als Land der Sehnsucht" jedoch erst in den letzten Jahrzehnten des zwanzigsten Jahrhunderts und *a fortiori* um die Wende zum einundzwanzigsten, vor allem in deutschen Romanen (präludiviert in gewissem Sinn von Arno Schmidts Verfallenheit an Tristan da Cunha als "seltsam=anregendes" Ziel der Sehnsucht). Ein uneingeschränkt gelobtes Land ist die Insel dann allerdings schon nicht mehr.

## 4.

Die zwei ersten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts hingegen sind eher eine Durststrecke auf der Expedition nach dem literarischen Tristan da Cunha – aber eine erstaunlich vielfältige.

Deutschlands Beitrag aus dieser Zeit ist, wohl für Jugendliche gedacht, Emil Droonbergs *Südlich von Tristan da Cunha: Abenteuerroman aus dem Südatlantik* (Reutlingen: Enßlin & Laiblin, 1931). Er dreht sich um Schiffsbruchversicherungs-betrug und Seeräuber-Romantik auf der Schatzsuche südlich von Tristan da

Cunha in der Nähe und auf einer rein fiktiven unbewohnten Koralleninsel. Wie so oft schon und später wieder muß die Südatlantik-Region, *terra et mare nullius*, erhalten als Ort extremer Einsamkeit und Unbekanntheit – wo alles passieren kann, ohne daß der Leser die Augenbrauen hochzöge. “Sie waren [auf ihrem Segelschiff] also nach einer Gegend ganz außerhalb des gewöhnlichen, in diesen Meeren ohnehin nur geringen Schiffsverkehrs verschlagen worden”, in der “in einem Umkreis von mehreren hundert Meilen” keine Seekarte eine Insel verzeichnet (S. 150). Tristan da Cunha wird zwar gelegentlich genannt als geographischer Anhaltspunkt, doch wird es nie betreten, nicht einmal gesichtet. Vielmehr fungiert der Name symbolisch als das *non-plus-ultra* der Entlegenheit; daher der geistig-exotische Charme, den er quasi definitionsgemäß in der gesamten Tristan-Literatur ausstrahlt: ein geographisches Schibboleth, mit dem man zaubern kann. Nicht zuletzt darum erscheint es im Titel und sporadisch im Text. – In dieselbe Kategorie wie Droonbergs Roman gehört noch 1991 Duncan Watts Roman *Trouble in Tristan*, ein Band in der Serie der Abenteuer-geschichten der “Wallace Boys”, auf den von hier aus kurz ein Blick vorauszuwerfen ist,<sup>31</sup> um so mehr, als er ein eigenartig deutsches Thema anschlägt. Ein Roman für und über Teenager, schöpft *Trouble in Tristan* aus der Geschichte des Archipels, indem er anknüpft an die Brüder Stoltenhoff, die sich in den frühen 1870er Jahren auf Inaccessible, der Nachbarinsel Tristan da Cunhas, als Robbenfänger ansässig zu machen suchten. (Über ihre zwei Jahre auf der unbewohnten Insel hat der Südafrikaner Erich Rosenthal einen stark fiktionalisierten Bericht veröffentlicht, der sich tatsächlich wie ein spannender Roman liest.)<sup>32</sup> Zwei Enkel dieser Stoltenhoffs, deren Namen eine der Inseln des Tristan-Archipels trägt, nehmen die Wallace Boys unter Vorspiegelung falscher Tatsachen auf ihrer Yacht nach Inaccessible mit, um mit ihrer Hilfe die dort 1945 in einer Höhle versteckte Gemaldesammlung Hermann Görings an sich zu bringen. Das gelingt natürlich nicht, obwohl man die Kunstschätze unversehrt vorfindet. Die Jungen, die die Gemälde heimlich in Sicherheit bringen, werden von den Tristaniern gerettet, während die Yacht der Stoltenhoff-Nachkommen infolge einer Explosion untergeht. Wie in Droonbergs Abenteuer-geschichte wird Tristan auch hier lediglich aus dem Grunde zum Ort der Handlung gewählt, daß es mittlerweile konkurrenzlos als das abgelegenste bewohnte Stückchen Erde des Planeten renommier ist. Das gäbe ohne weiteres zu “Mythisierung” Anlaß, die wird aber kaum weiterentwickelt; der Reiz des Abenteuers – weniger unwahrscheinlich, weil so weit von aller Zivilisation entrückt – soll dominieren.

<sup>31</sup> Thornhill, Scotland: Tynron Press, 1991. Freie Erfindung ist auch der Spionage- und Seekriegsroman (2. Weltkrieg) *Phantom Fleet: A Story of the Navy* von “Sea-Lion” (Geoffrey Martin Bennet), London: Collins, 1946.

<sup>32</sup> *Shelter from the Spray*, Cape Town: Howard B. Timmins, 1952. Dazu Karl S. Guthke, *Der Blick in die Fremde*, Tübingen: Francke, 2000, S. 123–134.

Noch mehr an der Peripherie des literarischen Tristan-Themas liegt *The Astonishing Island, being a veracious record of the experiences undergone by Robinson Lippingtree Mackintosh from Tristan da Cunha during an accidental visit to unknown territory in the year of grace MCMXXX-?*, von der britischen Feministin und Romanschriftstellerin Winifred Holtby (London: Lovat Dickson, 1933; illustriert mit Karikaturen von "Batt").<sup>33</sup> Es handelt sich um eine Satire auf politische, gesellschaftliche, kulturelle und religiöse Verhältnisse in England, die einem Besucher aus Tristan da Cunha in den Mund gelegt wird. Das Werk hat also, wie es im Bibliothekskatalog des Scott Polar Research Institute in Cambridge, Cambs., heißt "nothing to do with Tristan da Cunha!" Das stimmt natürlich, doch wird dabei die halbe Wahrheit unterschlagen. Denn der Witz ist doch, daß die Verhältnisse in Großbritannien als dekadent, korrupt und absurd erfahren werden aus der Perspektive des Außenseiters, der es ganz anders gewöhnt ist und damit zum Vertreter des Normalen und Wünschenswerten stilisiert wird, ähnlich wie Montesquieu Europa von einem Perser visieren ließ in den *Lettres persanes*. Tristan da Cunha, weit entfernt und unberührt von allem Luxus, aller Verderbtheit moderner Zivilisation, ist der ikonisch ideale Ort, von dem aus die dem Leser vertraute Welt beurteilt – und zu leicht befunden – wird. Der "Mythos" Tristan da Cunha wirkt also selbst in der Satire noch nach.

Seit dem letzten Drittel des zwanzigsten Jahrhunderts, seit also der internationale Tourismus und insbesondere der Ökotourismus immer mehr früher unzugängliche, "noch unberührte" exotische Winkel der Erde dem Bedarf der kulturverwöhnten Globetrotter erschließt, nimmt das literarische Leben Tristan da Cunhas ganz entschieden einen Aufschwung (touristische Reisemöglichkeiten nach Tristan da Cunha gibt es erst, und in sehr beschränktem Maße, ohne Landganggarantie, seit den 1990er Jahren). Und zwar geschieht dieser Aufschwung vor allem, aber keineswegs allein, in Großbritannien und dann seit den neunziger Jahren mit besonderem Elan im deutschsprachigen Raum, nämlich kurioserweise im seefernen Österreich; hinzu kommt ein französischer Roman. Voran ging jedoch 1963 die renommierte auf Jugendliteratur spezialisierte amerikanische Romanschriftstellerin Elizabeth Coatsworth mit *Jock's Island*.<sup>34</sup> Jock ist ein Hund, der den Vulkanausbruch und die Evakuierung der Bevölkerung einer nicht namentlich genannten, aber unmißverständlich als Tristan da Cunha erkennbaren Südatlantikinsel miterlebt. Während er, ein schottischer Schäferhund, pflichtbewußt verirrte Schafe in unwegsamem Gelände aufspürte und zurückführte, sind die Menschen abgefahren, die Kühe, Ziegen, Schafe, Katzen verwildert. Jock wäre fassungslos vereinsamt, wenn er nicht auf der anderen Seite

<sup>33</sup> Vgl. Marion Shaw, *The Clear Stream: A Life of Winifred Holtby*, London: Virago Press, 1999.

<sup>34</sup> New York: Viking, 1963. Vgl. *Contemporary Authors*, New Revision Series, LXXVIII (1999), 120–124.

der von der Lava bedrohten Insel einen treuen menschlichen Kameraden gefunden hätte, der ihm nicht zuletzt auch Hoffnung auf die Rückkehr der Tristanier gibt: psychologisch feinsinnig, ist das bei aller Einfachkeit der Thematik alles andere als bloße Unterhaltungsliteratur, durchaus lesbar auch für Erwachsene.

## 5.

Ebensowenig wie *Jock's Island* sind – nach dem Ende der “Durststrecke” – die beiden Tristan-Romane des Engländers John Rowe Townsend, *The Islanders* (1981) und *The Invaders* (1992), der Unterhaltungsliteratur zuzurechnen; dafür bürgt schon der Verleger, Oxford University Press, und ebenso der vielfach ausgezeichnete Autor selbst: Absolvent der Universität Cambridge, Mitarbeiter am *Guardian*, dann freier Schriftsteller, Verfasser von über zwanzig Büchern, überwiegend für Jugendliche.<sup>35</sup> Die Insel, auf der die ereignisreiche Handlung in beiden Romanen spielt, heißt Halcyon, womit von vornherein klar ist, daß es hier, wie mehr oder weniger andeutungsweise schon seit Schnabels *Insel Felsenburg*, um eine mythische Insel geht. (Halcyon bedeutet Eisvogel, und “halkyonische Tage” sind im Anschluß an die altgriechische Vorstellung, daß der Eisvogel in sturmloser Winterzeit sein Nest baue, Tage der Stille und Zufriedenheit.) Dennoch liegt dem fiktiven Ort unverkennbar Tristan da Cunha zugrunde.<sup>36</sup> Der Verfasser legt sogar Wert auf diese Identifikation. In seiner Vorbemerkung zu *The Islanders* heißt es: “The history and geography of my island of Halcyon owe a good deal to those of Pitcairn Island in the Pacific Ocean and Tristan da Cunha in the South Atlantic”, wenn auch die Menschen und ihre Glaubensüberzeugungen (“beliefs”) völlig frei erfunden seien.<sup>37</sup> Dabei ist im Auge zu behalten: Pitcairn ist lediglich für die als Einschub aus einem alten Bericht nachgetragene Vorgeschichte der Insel relevant, sofern die Meuterei der Mannschaft der *Bounty*, die am Ende des achtzehnten Jahrhunderts stattfand, als Besiedlungsgeschichte Tristan da Cunhas übernommen wird. Der Ort des Romangeschehens bleibt jedoch von Anfang bis Ende die Insel im Südatlantik. Das bestätigt der Autor noch einmal im “Afterword”: “Geographically Halcyon is more like Tristan da Cunha than anywhere else [...]. But the historical episode which I found most extraordinary was the settlement of Pitcairn by the mutineers of the *Bounty* [...] transferring it to Halcyon” (S. 194–195). Noch deutlicher wiederholt die “Author's Note” zu *The Invaders*: während die Menschen und Ereignisse frei erfunden seien, hätte Tristan da Cunha als Vorlage für Halcyon gedient. Die topographischen, geschichtlichen und klimatischen

<sup>35</sup> Vgl. *Contemporary Authors*, New Revision Series, XLI (1994), 454–457.

<sup>36</sup> Dazu besonders *The Invaders*, Oxford Univ. Press, 1992, S. 1–2.

<sup>37</sup> *The Islanders*, New York: Lippincott, 1981; Oxford Univ. Press, 1983.

Besonderheiten von Tristan da Cunha erkennt der Leser etwa von Branders oder Mackays Tristan-Buch (s. o. Anm. 1) denn auch mühelos wieder, sowohl an vielen Einzelstellen in beiden Romanen wie auch insbesondere auf den beiden ersten, "First Wave" überschriebenen Seiten von *The Invaders*, wo diese Besonderheiten überblicksmäßig zusammengefaßt werden.<sup>38</sup>

Den ereignisreich verschlungenen Inhalt der beiden Romane nachzuerzählen lohnt sich kaum. In der Zeit, als Vietnamesen auf ihren Booten in die unkommunistische Welt flüchteten, so erklärt Townsend im Nachwort, habe er die Idee zu *The Islanders* bekommen (S. 193). Er stellt die Situation jedoch aus der Sicht derer dar, bei denen die Fremden Zuflucht suchen. So stehen die Insulaner auf Halcyon vor der Frage, welche Hilfe sie einem Dutzend "Wilden" bieten wollen, die der Vulkanausbruch auf deren 1000 Meilen entfernter Insel an ihren Strand verschlägt. Humane Nachbarschaftlichkeit siegt über den religiös verbrämten Aberglauben einiger weniger der älteren Generation, daß solche "incomers" Unglück brächten (Wetter, Fischfang, Ernte). Für den glücklichen Ausgang sorgt insbesondere ein neuer, jüngerer Gouverneur, der dem Ausblick auf ein friedliches Zusammenleben der Insulaner mit den Flüchtlingen nicht-weißer Rasse Überzeugungskraft verleiht. Dieses Ende ist als eine Ausgestaltung des Tristan da Cunha-Mythos unter spezifisch gegenwärtigen Voraussetzungen zu verstehen: die Beziehungen, die sich in der unerwartet veränderten Lebenswelt der Insulaner zwischen diesen und den Fremden herausbilden, sind Indizien, daß die aus früheren literarischen Werken vertraute ideale Daseinsgestaltung der Tristanier jetzt um die multikulturelle Dimension erweitert wird. Der Mythos wird aktualisiert; die vorbildliche Menschlichkeit der Insulaner hat sich in einer spezifisch gegenwärtigen Krise bewährt und bestätigt. Falls das weltweit bekannt und die Insel daraufhin ein Touristenmekka werden sollte, würde man sich auf die Nachbarinsel zurückziehen, die wahrhaft "inaccessible" sei.

Tatsächlich bleibt in der (der "Author's Note" zufolge zwei Generationen später spielenden) Fortsetzung, *The Invaders*, das aktuell-realistische Utopia nicht unbedroht, wenn auch nicht durch Touristen. Die "Wilden" zwar sind jetzt nicht mehr dort; das mit ihnen signalisierte Thema hat sich erledigt. Jetzt geht es, mit den Worten des Autors, um die Frage, "how Halcyon would fare when the twentieth century caught up with [...] its old-fashioned way of life" (Klappentext). Die Herausforderung, vor die sich die Insulaner jetzt gestellt sehen, ist die, ihre Lebenswerte und -gewohnheiten zu bewahren, und zwar nicht nur in der gut-nachbarlichen Aufnahme eines weiteren "incomer", nämlich eines weißen Jugendlichen aus Kapstadt, sondern vor allem gegenüber dem britischen Militär, das bald darauf landet und die Insulaner auf die Lebens- und Arbeitsgewohnheiten der technologisch-industriellen Welt zu trimmen sucht in der Absicht, sie auf die

---

<sup>38</sup> S. o. Anm. 36.

Abwehr einer bevorstehenden Invasion durch die Militärdiktatur des südamerikanischen Staats "Santa Cruz" vorzubereiten. (Der Umschlag der Oxford University Press-Ausgabe von 1992 bringt im Hinblick auf die Falkland-Invasion den Hinweis des Autors: "If you are interested in world affairs you may notice some parallels; but this book isn't meant to be disguised history. Read it as a story.") Es ist ein Segen, daß diese Reeducation-Aktion bereits vor der Invasion abgeblasen wird. Die Briten verlassen die Insel. Die Invasionstruppen landen, werden aber durch eine britische Seeblockade gezwungen abzuziehen. Der Status quo ist wiederhergestellt. Was bleibt, ist das utopische Idyll. "You *are* out of the world", versichert den Ansässigen der jugendliche Neuankömmling (S. 43); und die "Welt", die in zweifacher Gestalt in ihr Leben einzudringen drohte, hat sie wieder verlassen. Die mythische Ultima Thule hat ihre gediegene Eigenart bewahrt als letzter Zufluchtsort in einer Welt, die von den Übeln der Zivilisation zu totalitär-politischer Gewalttätigkeit bzw. zu demokratisch-industriestaatlicher Normierung des menschlichen Daseins pervertiert wird. Die Insulaner, die sich von den rüden Südamerikanern nicht unterkriegen lassen und sich von den ihnen freundlich gesinnten "Invasoren" aus dem Mutterland nicht in eine von der Uhr beherrschte Arbeitsroutine und Produktionsgenossenschaft einspannen lassen, triumphieren nach Abzug der Fremden mit ihrem Ethos der Gleichheit, der persönlichen Unabhängigkeit in der Lebensgestaltung und nicht zuletzt auch mit der (früher schon bemerkten) Genügsamkeit selbst in puncto sanitäre Verhältnisse, Erlebnismöglichkeiten und Lebensmittelversorgung.

Diese Leitthematik wird bei Townsend noch einigermaßen überschattet von der sich überstürzenden spannenden Ereignisfülle, die natürlich frei erfunden ist. In Frankreichs neuerem Beitrag zum literarischen Leben Tristan da Cunhas hingegen läuft die thematische Linie zielstrebig zu auf die zum Schluß schon fast dogmenhaft formulierte Einsicht in die Lebensweisheit der Tristanier. Und zwar wirkt diese dort auch um so überzeugender, als an die Stelle eines rein fiktionalen Geschehens – zweifache Invasion –, das diese Lebensweisheit bei Townsend umrahmt, die rezente Geschichte Tristans und der Tristanier getreten ist. Auch in den *Invaders* rumort zwar des öfteren der Tristan-Vulkan im Hintergrund, und am Ende, als er ausbricht, wird die Bevölkerung, jedenfalls größtenteils, auf den britischen Invasionsschiffen nach Südafrika evakuiert, nicht ohne Aussicht auf baldige Rückkehr. Hervé Bazins "roman" *Les Bienheureux de La Désolation*<sup>39</sup> (1970)

<sup>39</sup> Paris: Editions du Seuil, 1970. Der Autor hält, wie auch der Klappentext bestätigt, "L'île de La Désolation" für den "surnom" von Tristan da Cunha, während in der englischsprachigen Welt diese Bezeichnung für die Kerguelen-Insel(n) üblich ist. Daher erschien die englische Übersetzung schlicht als *Tristan: A Novel* (übers. von Derek Coltman, New York: Simon and Schuster, 1971; London: Hodder and Stoughton, 1972). Eine Vorbemerkung des Autors betont die Nähe zu den historischen Ereignissen; aus juristischen Gründen habe er jedoch Sorge dafür getragen,

hingegen hält sich bei aller Fiktionalisierung des menschlichen Geschehens an die realgeschichtlichen Umstände des Vulkanausbruchs von 1961, der Evakuierung der gesamten Bevölkerung nach Südeuropa und der freiwilligen Rückkehr fast aller Tristanier nach etwa zwei Jahren. Das historische Ereignis wird dabei zum Stichwort für die Frage nach den gründlich unmodernen Wertvorstellungen, nach denen diese Menschen am äußersten Ende der Welt, an denen die Geschichte vorbeigegangen ist, leben und leben wollen. Der Autor (eigentlich Jean Pierre Marie Hervé-Bazin) ist jedoch keineswegs, wie man vermuten könnte, ein blumenkindlicher Aussteiger. Bazin (1911–1996) war ein vielseitig gebildeter Journalist, Lyriker und Romanschriftsteller (1956 von den *Nouvelles Littéraires* zum „meilleur romancier des dix dernières années“ erklärt; die Auflagen gingen in die Millionen); er war Träger des Grand Prix de Littérature de Monaco, Chevalier de la Légion d’Honneur und seit 1973 Präsident der Académie Goncourt – eine Ehre, die ihm nicht zuletzt der von der Kritik als „conte philosophique“ bezeichnete Roman *Les Bienheureux de La Désolation* eingebracht haben dürfte.<sup>40</sup>

Nicht nur als „conte philosophique“, wie es auch im Text selbst heißt (S. 246), nimmt dieses Buch eine Sonderstellung unter den Romanen Hervé Bazins ein, deren typisches Thema zerrüttete Familienverhältnisse sind. *Les Bienheureux* ist überdies geradezu ein Dokumentarbericht; mehr als drei Jahre Recherchearbeit waren ihm vorausgegangen.<sup>41</sup>

Und diese Kombination von Tatsachenreport und philosophischer Auswertung war es, die gerade um 1970 auf den Nerv der Zeit traf. Es war die Zeit der Rebellion der Jugend gegen die Gesellschaft ihrer Eltern. Wie diese Jugend, so sagen auch die nach England evakuierten Tristanier nein zu der dort erlebten Welt des industrialisierten, fortschrittstolzen Europa des mittleren zwanzigsten Jahrhunderts, indem sie den Wohlstand, ja: wie sie es sehen, den Luxus der Konsumgesellschaft ablehnen zugunsten ihrer hergebrachten Selbstgenügsamkeit, die sich mit dem Nötigen zufriedengibt. Nicht dank dieser Ablehnung allein aber werden sie, nach der Rückkehr in ihr Dorf unter dem noch rauchenden Vulkan, „the wise men of the modern world“,<sup>42</sup> denn das wäre schließlich ein sehr verspäteter Vulgärrousseauismus. (*Diesem* huldigt in der romanhaft fiktionalisierten Nacherzählung der Geschichte der Insel bis zur Wiederbesiedlung vielmehr Nancy Hosegood in *The Glass Island: The Story of Tristan da Cunha*: die vormoderne Utopie wird hier zivilisationskritisch erneuert als das Festhalten an „a working

---

daß die Romanfiguren nicht mit wirklichen Personen zu identifizieren seien. Im Exemplar des Scott Polar Research Institute in Cambridge, Cambs., hat der Tristan-Kenner Allan B. Crawford solche Identifikationen vorgenommen.

<sup>40</sup> Angaben nach dem Klappentext, *Contemporary Authors* on-line (2003) und *Dictionary of Literary Biography*, LXXXIII (1989), 3–12.

<sup>41</sup> *Dict. of Lit. Biography*, LXXXIII, 10.

<sup>42</sup> Ray W. Deacom 1969 in der CBC, zitiert als Motto des Romans.

formula for human happiness”).<sup>43</sup> Die Weisheit der Insulaner besteht vielmehr darin, daß sie die technischen Errungenschaften der Industriegesellschaft, die sie in England kennen gelernt haben, *soweit* zu übernehmen bereit sind, als sie mit ihrem freiheitlichen Lebensstil, ihren egalitären und zugleich individualistischen Grundüberzeugungen, ihren vom Wetter und von den Erfordernissen gegenseitiger Hilfeleistung statt von der Uhr abhängigen Arbeits- und Lebensgewohnheiten vereinbar sind, d. h. soweit sie keine Abstriche an der ihnen zur Natur gewordenen Mentalität erfordern. Was aber heißt das praktisch?

Aus der Zivilisation zurückgekehrt in ihre vom Vulkanausbruch nicht gravierend zerstörte Heimat, sehen die Tristanier, wie wünschenswert zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts bzw. für die Verbesserung ihrer Lebensqualität es wäre, einen kleinen Fischereihafen und eine fisch- und langustenverarbeitende Fabrik zu bekommen oder auch ein Krankenhaus, ja sogar eine 3000bändige Bibliothek, ganz zu schweigen von fließendem warmen Wasser und allerlei importierten Lebensmitteln und Gebrauchsgütern – vorausgesetzt, daß es dabei bleibt, daß sie auch in Zukunft auf ihre Weise leben. “Toutes les sociétés, en fin de compte, sont des îles et nulle ne convainc l’autre de vivre comme elle”, resümiert einer der Insulaner (S. 245); nach der Repatriierung “la vie des insulaires n’a guère changé” (S. 232). Wesentlich unverändert bleibt also trotz der beschränkten Zugeständnisse an den kulturellen und vor allem zivilisatorischen Fortschritt die klar ausgesprochene Absage an den “type de vie” (S. 237) der Engländer. Dazu aber gehören kolonialistische Herablassung und Zwangsausübung nur ganz minimal; schwerer wiegen Steuern, Bürokratie, Autos, Fernsehen, Konsumgesellschaft, gastronomische Kultur, durchrationalisierte und vergleichsweise unflexible Arbeitsverhältnisse u. ä. Die Insulaner wollen, anders als die Insulaner des Mutterlands, ihr eigener Herr bleiben. Das macht Eindruck. So kann sich die britische Presse bereits vor der Rückkehr der Tristanier selbstkritisch die Frage stellen, was die eigene Kultur denn eigentlich wert sei (“Que vaut donc notre temps?”, S. 140). Die Summe des Kulturvergleichs wird aber erst auf den letzten 10–12 Seiten

<sup>43</sup> London: Hodder and Stoughton, 1964 S. 9; vgl. S. 61, 126–127, 144, 148; eine große Rolle spielten dabei “social justice” (S. 100), Gleichheit (S. 127) und Freiheit (S. 146). Romantisch idyllisiert wird das Leben auf Tristan da Cunha auch in der fikionalisierten, mit historischen Rückblicken angereicherten Darstellung der Zeit vor, während und nach der Rückkehr *Rook en as over Tristan* von C. Wilkeshuis, Amsterdam: Ploegsma, 1963: “Het leven op Tristan was haard, maar daarom was het ook heerlijk” (S. 132). Ähnlich J. E. Marsh (Evelyn Marshall) in dem Abenteuerroman für Jugendliche *On the Trail of the Albatross*, London: Burke, 1950: ideale Gemeinschaft ohne Verbrechen und Gewalttätigkeit, in der jeder hat, was er braucht, wenn nicht gar mehr (S. 92). Eher eine Karikatur ist Kap. 12 von Raoul Chapkins *De reizen van Pater Key*, Amsterdam: Querido, 1966, S. 58–60, belanglos der Comic Strip von Fred A. Julsing, *Wellington Wisb: Onze man in Tristan da Cunha*, Haarlem: Oberon, 1973. Streiflichter auf die Lebensverhältnisse auf der Insel vor dem Vulkanausbruch wirft das erste Kapitel von Geoffrey Jenkins’ Roman *A Gruie of Ice*, London: Collins, 1962. Unzugänglich war mir das Jugendbuch *De discuss brengt redding* von R. Feenstra, Alkmaar: Kluitman, 1981.

gezogen, nach der Rückkehr nach Tristan da Cunha, in Gesprächen der Insulaner mit einem englischen Journalisten. Erst hier findet der "conte philosophique" zu sich selbst in der systematischen Konfrontation der Denk- und Lebensweise der Tristanier mit der der Engländer.

Ihre Bedürfnisse, versichern die Insulaner, beschränken sich auf das Lebensnotwendige; dessen Gegenteil ist "le luxe", "le goût de l'excessif" (S. 238, 239). Was notwendig ist, entscheidet man gemeinsam, durch Abstimmung, also demokratisch, aber auch mit dem Konsens über Genügsamkeit; nach Überflüssigem steht keinem der Sinn, "le diable, c'est le superflu" (S. 237). Streben nach dem mehr als Notwendigen oder nach Profit, nach Wettbewerb statt Zusammenarbeit, nach persönlichem Erfolg und besseren Lebensumständen, als die anderen haben – all das ist sinnlos und verpönt. "Être nourris, vêtus, instruits, équipés, embauchés à chance égal nous semble suffisant" (S. 238). So war es immer, und so soll es bleiben, auch nachdem man die Segnungen der Konsumgesellschaft in England kennengelernt hat. Der Schluß des Romans bekräftigt diese Selbsterkenntnis der tristanischen "mentalité" (S. 238) durch eine quasi folklorische Episode: als hätten sie gerade zur Zeit des Wiederaufbaus ihrer Existenz auf der seit zwei Jahren verwilderten Insel nichts Besseres zu tun, rudern und segeln am Schluß die Männer, wie es immer schon in dieser Jahreszeit üblich war, auf zwei Wochen zu der unbewohnten Nachbarinsel Nightingale hinüber. Mit Absicht ohne Radiokontakt, werden sie dort Guano sammeln und Albatrosfett besorgen – obwohl Dünger und Fett bequemer im neu eröffneten Inselladen zu haben sind und übrigens auch Motorboote zur Verfügung stehen. Die Expedition ist gefährlich, mühsam, mit Zeit- und Arbeitsverlust und Entbehrungen aller Art verbunden, aber ein rituelles Abenteuer – "un vieux rite" – unter freiem Himmel, das das Selbstwert- und Gemeinschaftsgefühl stärkt (S. 244). Wenn es einen Luxus gibt auf Tristan da Cunha, dann ist es diese wirtschaftlich sinnlose Expedition, "votre superflu", wie der Journalist es bezeichnet – mit Zustimmung der Einheimischen (S. 244). Hinzu kommt auf dieser alljährlichen Expedition die Erfahrung der unverdorbenen Natur, "d'un monde que l'homme ailleurs anéantit en le surpeuple de lui" (S. 246) – eine mit tausend Unannehmlichkeiten verbundene "vie sauvage" im naßkalten Seewind unter Albatrossen, Pinguinen und Seehunden (S. 246), ein Lebensstil, der den Insulanern um so mehr zusagt, wenn sie zurückdenken an die Autoschlangen auf den Asphaltstraßen der Engländer, die im Ferienmonat August *ibere* unverdorbenen Natur suchen (S. 314).

Ein kindlich-unverantwortliches Utopia? Und ein allzu bequemer Vorwurf gegen die, die keine andere Wahl haben, als in der Zivilisation zu leben? Etwas einfältig diese Flucht, dieser Rückzug aus der Welt? Das wirft den Tristaniern der englische Journalist vor. Und da tritt dann die Paradoxie, der wunde Punkt der Utopie zutage: möglich ist der weltentrückte Lebensstil, auf dem die Insulaner bestehen, nur, weil sie von der Welt, in der sie nicht leben wollen, von der

strapaziösen Wirklichkeit der Industrieländer oder doch des Mutterlandes, dennoch tagtäglich abhängig sind: angewiesen bleiben sie schließlich auf dessen Lebensmittel und Gebrauchsgüter und dessen Bereitwilligkeit, diese unter großem Aufwand zu liefern (ein Traktor wird erwähnt, auch das eine oder andere Motorrad). Damit aber sind die Insulaner in ihrem subventionierten Idyll mitschuldig an den für ihre Begriffe ungesunden und entwürdigenden Arbeits- und Lebensbedingungen derer, die diese "Notwendigkeiten" für ihr insular entrücktes Leben produzieren. "Vous vous êtes retirés hors du monde, mais dépendant de lui, pour ce que vous en recevez. Vous vivez dans l'air pur, le calme, la liberté, à condition que d'autres, qui fabriquent vos moteurs, s'enfument dans leurs usines. Toute légende a ses limites et la vôtre a reçu un coup de pouce. Mais en gros c'est un conte philosophique; et qui a l'avantage d'être vrai" (S. 246).

Bloßgestellt ist damit die Fragwürdigkeit des Idylls. Jeder *Mythos*, könnte man die Diagnose umschreiben, hat seine Grenzen, auch der von Tristan da Cunha. Die Antwort auf diese Kritik aus dem Mutterland bleiben die Einheimischen schuldig. So erhebt sich zumindest der Verdacht, daß das zum Ideal verklärte Leben der "bienheureux" eine phantastische, ja: irreal existenz sei: eskapistisch, realitätsblind oder -scheu, weltfern nicht nur im geographischen Sinn, parasitär vielleicht sogar, gelebt auf Kosten anderer. Der Kritiker hatte es bereits angedeutet: die breit geschilderte Exkursion zur Nachbarinsel (unnötig und wenig produktiv, eher eine Verschwendung von Zeit und Energie in kritischer Zeit, wo Not am Mann ist) ist nichts anderes als Luxus, überflüssig in einer Welt, die dem Überfluß so entschieden und ein bißchen selbstgerecht abgesagt hat.

Die hiermit klipp und klar bezeichnete Problematik, die Tristan da Cunha als Lebensform und damit auch die moderne Sehnsucht nach diesem Existenzmodus umspielt, wird in differenzierterer und literarisch kreativerer Form zum Thema in den beiden deutschen Romanen (von Skwara und Schrott), in denen das spätzeitliche Insel-Syndrom sein akutes Stadium erreicht. (Nichts allerdings ist von dieser Fragwürdigkeit in Arno Schmidts Versessenheit auf das "seltsam=anregende" Tristan-Thema zu spüren.)<sup>44</sup> Zuvor lohnt es sich jedoch, einen Blick auf ein weiteres Werk zu werfen, das den Vulkanausbruch, die Evakuierung und Rückkehr der Bevölkerung thematisiert – und dabei zu einem sehr anderen Verständnis der Lebensform der Tristanier gelangt als Bazin und derart das geistige Umfeld der neueren deutschen Romane präziser absteckt. Das ist der Zweiakter *Further than the Furthest Thing* von der erfolgreichen Dramatikerin und Regisseurin Zinnie Harris, der im Jahre 2000 auf dem Edinburgh Festival und im Royal National

---

<sup>44</sup> Vgl. *Zettels Traum* (Anm. 12), S. 32, 243, 244, 561, 696; dazu Schubert (Anm. 14). Über eine gewisse thematische Verwandtschaft von Schmidt und Schrott vgl. Richard David Precht, "Raoul Schrott – Genie oder Scharlatan?", *Literaturen*, XI (2003), 23.

Theatre in London debütierte und im selben Jahr in keinem geringeren Verlag als Faber and Faber in London erschienen ist.

Die Verfasserin schreibt insofern aus privilegierter Sicht, als ihr Großvater, Dennis Wilkinson, nach dem Zweiten Weltkrieg als anglikanischer Pfarrer auf Tristan da Cunha tätig war und seine Enkelin mit Erinnerungen an “this magical place” nachhaltig in Bann zu schlagen wußte (“Author’s Note”). Was das Drama über Tristan da Cunha enthüllt, desillusioniert jedoch gründlich alles, was bisher Faszination ausgeübt hatte, nämlich das Utopia des Zivilisationsmenschen. Dieses Utopia wird in einem dem Text vorgedruckten Gedicht von Dennis Wilkinson von 1949 noch einmal als “last stronghold of simplicity” beschworen (und noch im Jahre 2007 in Rob Nilssons Titelgedicht seiner antikonformistischen Gedichtsammlung *From a Refugee of Tristan da Cunha*<sup>45</sup> geradezu erotisch ersehnt als Stätte der vormodernen “innocence”). Zwar beklagt auch das Gedicht von Wilkinson bereits das Heraufkommen einer “heidnischen Kultur” (“pagan culture”), die den Glauben und die Nächstenliebe auf der einstmals glückseligen Insel zerstöre. Doch bleibt das relativ harmlos verglichen mit dem, was in der Zeitebene des Stücks selbst, in der mit historisch-realistischem Detail reproduzierten Tristan-Welt, geschieht und aus deren Vergangenheit aufgedeckt wird, nämlich moralisches Versagen der Tristanier auf der ganzen Linie: Ehebruch gleich zweimal, offen und insgeheim, verlogene Vaterschaftsbehauptung, vertuschte Kindes-tötung, brüchige erotische Bindung, Selbstmord und schließlich, in der Rückblende zu einer Hungersnot infolge ausbleibender Versorgungsschiffe, das (unhistorische) Aussetzen eines Teils der Bevölkerung an einem isolierten Strand, wo an Überleben nicht zu denken war. Alle menschlichen Beziehungen, persönliche und gemeinschaftliche, sind zerrüttet. Der Vulkanausbruch, der von Anfang an droht und dann knapp vor der Evakuierung spektakulär eintritt, hat nur noch die symbolische Funktion eines Strafgerichts oder Verhängnisses, das über die um sich greifende moralische Verkommenheit hereinbricht, vielleicht, so ahnt eine der Hauptgestalten, von Gott geschickt (S. 97). Gewiß, am Ende kehren die Evakuierten auf ihre Insel zurück, doch das Symbol des zerbrochenen Pinguineis gleich zu Beginn hat bereits vorweggenommen: “new life” ist im Keim erstickt (S. 20).

## 6.

Als Traumziel der Sehnsucht ist die Insel im Südatlantik nach solchen – wohl-gemerkt rein fiktionalen – Enthüllungen eigentlich kaum mehr denkbar. Die beiden neueren deutschen Tristan-Romane, der eine vor, der andere nach Zinnie

<sup>45</sup> Bloomington, IN: AuthorHouse. Vgl. auch zur Vitamin- und Pillenkultur des zwanzigsten Jahrhunderts die isolierte Bemerkung “Is nothing natural? On Tristan da Cunha they eat fish and are happy” in Jim Harrison, *A Good Day to Die*, New York: Simon and Schuster, 1973, S. 49.

Harris' krasser Tragödie, sind indessen nach wie vor dieser Denkform verpflichtet. Das heißt aber nicht, daß sie sie bestätigen. Denn in *Tristan Island* (1992) von dem österreichischen Romancier und Germanisten Erich Wolfgang Skwara, "einem der bedeutendsten österreichischen Gegenwartsautoren",<sup>46</sup> und in *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde* (2003) von dem österreichischen Habil-Komparatisten, *poeta doctus* und Weltreisenden Raoul Schrott wird nicht nur das Fragwürdige des insularen Lebensentwurfs zum Thema (wie *mutatis mutandis* bei Bazin und Harris). Narrativ erkundet und als fragwürdig erkannt wird auch die phantasiebeflügelte Sehnsucht (das Wort kommt hier wie dort vor) nach Tristan da Cunha als dem Ziel der obsessiven, ja fluchtartigen Suche nach einer Ersatzwelt jenseits der Frustrationen der Konsum-, Bürokratie- und Massengesellschaft der westlichen Zivilisation.

Daß die Jagd nach der Ultima Thule im Südatlantik (eindeutig kodiert als Tristan da Cunha auf Grund realistischer, auch historischer Details) sogar Symptom einer klinisch diagnostizierbaren geistig-seelischen Erkrankung ist – zu dieser Erkenntnis führt Skwaras geraffte Lebensgeschichte des ehemaligen österreichischen Legationsrats Anselm Traurig, dessen *stream of consciousness*-Monologe den Roman ausmachen. Daß der Beamte, der im Büro stundenlang glücklich gedankenverloren auf eine Südatlantikkarte mit dem magisch anziehenden Fleckchen Erde namens Tristan da Cunha starrt, Wirklichkeit und Phantasie nicht auseinanderhalten kann, führt zu seiner Entlassung aus dem diplomatischen Dienst im Anschluß an die gerichtliche Verurteilung wegen "Menschenraubs", wobei die förmliche Bestrafung allerdings auf Grund verminderter Zurechnungsfähigkeit ausgesetzt wird. So lebt der Frühpensionierte so gut wie kontaktlos in bequemen Verhältnissen – als Hotelgast und zumeist auf der Terrasse eines gepflegten Restaurants mit Meerblick – an der südkalifornischen Küste: lebt in der virtuellen Welt seiner Glücksphantasien, die unentwegt das Traumziel Tristan da Cunha umkreisen. Dieses ist für ihn – die Südatlantikkarte hängt jetzt in seinem Hotelzimmer – der Inbegriff der Befreiung von der realen Welt, sei es die der Bürokratie, der Jugendkultur oder der Trivialität und des Elends seiner Mitmenschen.

Im Lauf der Zeit steigert sich diese Tristan-Sehnsucht zur alles beherrschenden Monomanie. Immer tiefer in seine Wahnideen versinkend, glaubt der auf sein "Glück" versessene Mann mit dem widersprechenden Namen, er könne die Insel aus dem Südatlantik direkt in sein Blickfeld vor der nordpazifischen Küste abschleppen lassen oder sie dorthin zaubern. Die Phantasie überwältigt ihn, Raum- und Zeitbewußtsein verlieren sich. Was er dann eines Tages, als er sich im Motorboot aufs Meer hinausfahren läßt, vor der kalifornischen Küste zu

<sup>46</sup> Joseph P. Strelka, *Vergessene und verkannte österreichische Autoren*, Tübingen: Francke, 2008, S. 211. Seitenverweise beziehen sich auf *Tristan Island: Roman*, Frankfurt u. Leipzig: Insel, 1992.

finden glaubt, ist jedoch nicht die idyllische Tristan-Mirage, die "anarchisch-ideale Glücksgesellschaft" (S. 93, vgl. 185) seiner Halluzination, sondern die Projektion des "neuen Lebens" (S. 183) auf der seit der Wiederbesiedlung von 1963 modernisierten Insel mit ihrem banalen Allerweltszubehör wie asphaltierten Straßen und elektrischer Beleuchtung, Zimmerangeboten für Touristen, Fernsehapparaten in jedem Haus, Rockmusik, Kino, Motorrädern und sogar einem Polizisten. Aber weit davon entfernt, sich von dieser Erfahrung radikal ernüchtern zu lassen, bleibt der weitgereiste Ex-Diplomat bei seiner krankhaften Obsession. Schon gleich am nächsten Tag wird er hinüberfahren und dort seinen Wohnsitz nehmen, und zwar, wie lang geplant, als Diplomat – nicht aber als Bevollmächtigter Österreichs, sondern als "Botschafter meiner selbst".<sup>47</sup> Dann wird seine Einsamkeit endlich in der Einsamkeit Tristan da Cunhas ihre kongeniale Heimat, wird seine große Liebe ihre Erfüllung finden (S. 69, 70, 89) – am "Ende der Welt", das lebenslang das Ziel seiner "Sehnsucht" war (S. 89), geborgen in einer selbstgeschaffenen Wirklichkeit. "Die Insel ist Wirklichkeit: *Tristan Island im Stillen Ozean*" (S. 195). Das Ich – das wird im Verlauf der Monologe immer klarer als die quasi-philosophische Komponente des wahnhaften Phantasierens – weigert sich, die vorfindliche Realität "anzuerkennen"; "umkrepeln" will es vielmehr die Welt, in "freiem Spiel [...] nach meinem Willen einrichten", zum "Wunderbaren" ummodellieren in der Überzeugung, "daß die Wirklichkeit sich dem Träumer beuge".<sup>48</sup> Ja, selbst wenn der Legationsrat a. D. sich auf der Insel niedergelassen haben wird, soll diese "Korrektur der Welt" (S. 193) weitergehen: in einer Zeit, in der "jeder Ort dieser Welt" mit jedem anderen verbunden ist oder sein wird (S. 47), soll die immer noch rudimentäre zivilisatorische Erschließung Tristan da Cunhas rückgängig gemacht werden. Als Botschafter seines radikal isolierten Selbst will Traurig die Bevölkerung "bitten, in Zukunft auf Schiffsverkehr ganz zu verzichten" (S. 191). Das wäre das "objective correlative" seiner eigenen Isolation von all den Menschen, die er im Lauf seines Lebens kennengelernt hat – und nun auf seinem neuen selbstgewählten Posten nicht wiedersehen will. "Wer so denkt wie ich, was braucht so einer Menschen auf seiner Insel?" (S. 195). "Ich werde am Morgen allein die Überfahrt antreten. [...] mit einer großen Sehnsucht im Mittelpunkt. Wen, wenn nicht uns selber, kümmert es, wer wir sind und wofür wir stehen?" (S. 197). Selbstfindung im schizopren-solipsistischen Wahn nach dem Versagen aller zwischenmenschlichen Beziehungen? Selbstmord durch Ertrinken vielleicht gar (S. 17)? Wie dem Legationsrat i. R. selbst nicht verborgen bleibt, ist die ebenso verzehrende wie beglückende Inselfsehnsucht zur diagnosti-

<sup>47</sup> S. 184, 192. Ich danke Erich Skwara für den Hinweis auf Rezensionen in Zeitungen; zugänglich war mir die von Francis Michael Sharp in *World Literature Today*, LXVII (1993), 370.

<sup>48</sup> S. 80, 87, 158, 153.

zierbaren Aberration geworden: dieser Mensch *ist* eine Insel, aber kaum eine glückliche.

Doch ist das alles? Nur psychiatrische Diagnose? Klingt zwischen den Zeilen nicht auch die Frage auf, ob der inselversetzende Wahnglaube des Aussteigers, souverän über die Wirklichkeit verfügen zu können, nicht auch ein bißchen von der Weisheit des Narren habe? Wäre der Roman ohne diesen Verdacht und eine halbwegs bejahende Antwort darauf überhaupt geschrieben worden? Die Kühnheit des Lebensentwurfs, die Selbst- und Weltgestaltung nach einem Tagtraum vom Unerreichbaren – ist das unbedingt die schlechteste Seite des Menschen? In weniger outrierter Spielart gibt es viele Legationsräte dieser Art. Kreativität braucht das Utopisch-Imaginäre. Ein Reklametext für Apple-Computer im *New Yorker* lautet: “Die Leute, die verrückt genug sind zu glauben, daß sie die Welt ändern könnten, sind diejenigen, denen es gelingt.”<sup>49</sup>

Über die triste Endgültigkeit der klinischen Diagnose hinaus dringt also doch ein herausfordernder Hoffnungsschimmer von der exzentrischen Wahnexistenz des Legationsrats a. D. Traurig zum Leser herüber. Ganz anders Raoul Schrotts stärker mit Bildungsgut angereicherter und philosophisch, literarisch und historisch entsprechend anspruchsvollerer Roman *Tristan da Cunha oder Die Hälfte der Erde*, der denn auch gleich seit 2003 intensiv diskutiert worden ist. Die damit anhängig gewordene Kontroverse “Scharlatan oder Genie, Bildungsprotzerei oder Weltliteratur” kann jedoch beiseite gelassen werden, da es hier nur darum gehen kann, das zentrale, den Roman mit allen früheren Tristan da Cunha-Texten verbindende Thema der Sehnsucht des Zivilisierten nach dem utopischen Insel-dasein ins Auge zu fassen. Und da lautet das Fazit des Autors, im Unterschied zu Skwaras eher ambivalenter, wenn auch eindeutig kritischer Bilanz, ganz unmißverständlich negativ: so verbreitet, ja: anthropologisch definierend die quasi-religiöse Inselsehnsucht ist, so unvermeidlich, ja vorprogrammiert geradezu ist ihr Scheitern. Das führt Schrott mit dem Nachdruck der Überzeugung nicht nur an einem, sondern an gleich vier Fällen in Variationen vor. Doch verweisen diese bei aller Eigenständigkeit auch wieder aufeinander, vor allem darin, daß die geographische Sehnsucht nach der entlegensten bewohnten Insel der Erde sich konsequent verquickt mit der existentiellen nach der Frau, die, ebenso idealisiert, erotische und seelische Erfüllung verheißt: die Insel, “allegorisch [...] für die Glückseligkeit”, ist zugleich “das mythische Bild der Frau”, “ein Archetypus der Libido”.<sup>50</sup>

Fluchtpunkt der Sehnsucht ist zunächst das ganz konkrete südatlantische Tristan da Cunha-Archipel für jene vier Männer aus der Zeit vom späten

<sup>49</sup> Nr. 23, 1998, nach Dieter Thomä, *Unter Amerikanern: Eine Lebensart wird besichtigt*, 2. Aufl., München: Beck, 2001, S. 27.

<sup>50</sup> Seitenverweise im Text beziehen sich auf die Hanser-Ausgabe, 2003 (s. o. Anm. 4); Zitate: S. 573; vgl. auch S. 137, 143, 163, 189–190, 448–450 u. ö.

neunzehnten bis zum frühen einundzwanzigsten Jahrhundert, die unähnlicher nicht sein könnten: für den Briefmarkenhändler und -sammler Mark Thomsen in seinem heruntergekommenen Herrenhaus an der irischen Küste, den aus England stammenden südafrikanischen, zeitweilig auf Tristan tätigen Landvermesser und Funker Christian Reval, den anglikanischen Missionspfarrer Edwin Heron Dodgson, den Bruder des Verfassers von *Alice in Wonderland*, der tatsächlich in den 1880er Jahren als Seelsorger auf Tristan da Cunha auf Posten war, und den fiktiven brasilianischen Schriftsteller Rui, der, an einem Roman über das ihm persönlich unbekannte Tristan da Cunha laborierend, allerdings mehr am Rande bleibt, sofern er in den Blick kommt nur durch seine Geliebte, die Naturwissenschaftlerin Noomi Morholt auf ihrer antarktischen Forschungsstation. Ihre *raison d'être* ist die Absicht, die mit der Inselfsehnsucht verquickte erotische Passion (Thomsens, Revals, Dodgsons und Ruys) auch von der Seite des "Objekts der Begierde zu Wort kommen zu lassen".<sup>51</sup> Indem nun die Lebensgeschichten der vier Männer (besonders die reichhaltigen der drei erstgenannten) durch den ganzen Roman hindurch Bruchstück für Bruchstück durch Briefe, Tagebuchblätter und autobiographische Aufzeichnungen vergegenwärtigt werden, wird dementsprechend als ergänzender Aspekt des Fluchtpunkts der Sehnsucht der Männer jeweils auch die mehr oder weniger mit der Inselutopie ineinsgesehene geliebte Frau profiliert.

Die von den vier Männern begehrten Frauen werden im Roman ausnahmslos auf archetypisierende Weise Marah genannt. (Noomi Morholt legt Wert darauf, daß ihr Liebhaber Rui sie so nennt, bevor sie, sich ihm verweigernd, zu ihrem eigentlichen Namen zurückkehrt.) Marah heißen die Frauen als Chiffre der Enttäuschung; denn diese Marah ist *expressis verbis* jene Naemi oder Noomi ("die Liebliche") aus dem Buch Ruth (1, 20–21), die Mara(h) genannt werden will ("die Bittere"), weil ihr viel Bitteres widerfahren sei; zugleich aber wird sie in Erinnerung an das untrinkbar bittere Wasser in der Oase Mara(h) im Buch Exodus (15, 22–23) ihrerseits auch Quelle der Bitternis für ihr menschliches Umfeld, konkret: Quelle der "Bitternis der unerfüllten Sehnsucht" der vier Männer.<sup>52</sup> Enttäuscht wird aber auch, wie sich zeigen wird, die korrelierte geographische Sehnsucht: die Inselutopie erweist sich als Fata Morgana. Wenn also für Schrott das definierend Menschliche der utopische "Gestus des Ausgreifens" ist in der Hoffnung, "der Welt habhaft zu werden, eine Art von Totalität herzustellen", mit andern Worten: wenn die ausgreifende "Sehnsucht nicht allein nach einem Ort, sondern ebenso nach der Frau an sich, nach Sinn, Erfüllung,

<sup>51</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 19; vgl. auch *Tristan da Cunha*, S. 684.

<sup>52</sup> Carolina Schutti, "Über die Funktion der biblischen Frauenfigur in der aktuellen Literatur: Marah in Raoul Schrotts *Tristan da Cunha*", *Mitteilungen aus dem Bremer-Archiv*, Heft 24–25 (2005–06), 165–175; Zitat: S. 168.

Geborgenheit“ der “allermenschlichste Charakterzug” ist,<sup>53</sup> dann ist die Sehnsucht in diesem Roman zugleich Bedingung und Vorspiel ihrer Nicht-Erfüllung, der Ernüchterung eines allzumfassenden Begehrens.<sup>54</sup> Es handelt sich, so kommentiert Schrott selbst, um einen “Gestus”, der “letztlich [...] ins Leere [...] ausgreif[t] [...], ohne irgendeiner Sache habhaft werden zu können”.<sup>55</sup> Die “Suche nach den Ursprüngen der Welt und des eigenen Ichs, um darin das Heil zu finden”, wie Rui das Thema seines Tristan-da-Cunha-Romans bezeichnet (S. 573), führt in die Irre.

Das Wort “Heil” ist da kaum zu hoch gegriffen. Denn die Insel, der die immer wieder wortwörtlich thematisierte “Sehnsucht” der vier genannten Männer gilt, ist von vornherein nicht lediglich der reale Felsen am Rand der “Roaring Forties”; sie ist vielmehr ein symbolischer Ort. Denn über alle Verquickung mit dem Objekt des erotischen Begehrens hinaus ist diese Insel nach Schrotts Interpretation auch “Symbol [...] für die Formen menschlichen Zusammenlebens” und damit “Allegorie dessen, was Welt ist”.<sup>56</sup> Genauer wird das Stückchen Erde im Südatlantik derart – als ein “von der übrigen Welt abgeschlossener Mikrokosmos” – für Schrott und seine Romanfiguren, die er quasi zitiert, “eine Nabe und ein Nabel”, ja: “ein Mittelpunkt der Welt”.<sup>57</sup> Nicht nur Inbegriff jener im Untertitel genannten “Hälfte der Erde” ist Tristan da Cunha folglich, die “der eigentliche Nullmeridian”, nämlich der unterseeische mittelatlantische Gebirgszug, zu dem das Tristan-Archipel gehört (S. 524), von der Erdhälfte der industriellen Zivilisation trennt: zugleich ist Tristan da Cunha auch “Inbegriff der Welt” schlechthin (S. 95), eine Art Borgesscher Aleph, der “die ganze Welt” (S. 188) in sich enthält und damit auch “die ganze Weltgeschichte von 1500 an bis zur Gegenwart” bündelt.<sup>58</sup> (Daran ist rein realgeschichtlich immerhin soviel, daß Tristan da Cunha bis zum Aufkommen der Dampfschiffahrt der aus Proviantgründen unverzichtbare Anlaufpunkt, eben die “Nabe” [S. 135], der Erkundung der außereuropäischen Kontinente und des weltumspannenden Überseehandels war.)<sup>59</sup>

<sup>53</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 18–19.

<sup>54</sup> “Jede fundamentale menschliche Sehnsucht [muß] deshalb unstillbar bleiben, weil sie immer größer sein wird als ihr Objekt” (Stefan Höppner, “Ultima Thule im Südmeer: Raoul Schrotts *Tristan da Cunha* als utopischer Roman [mit einem Seitenblick auf *Finis Terrae*]”, *Text + Kritik*, Nr. 176 [2007], S. 28).

<sup>55</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 18. Unterstrichen wird diese Sicht durch die alles andere als nötige Unterlagerung des Romangeschehens durch die Parallelen zum Tristan-und-Isolde-Stoff; dazu Viola Voß, “‘Aber wir waren zu spät für den Himmel’: Die Verarbeitung des Tristan-Stoffes im Roman *Tristan da Cunha* von Raoul Schrott”, *Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik*, XXXV: 140 (2005), 150–172.

<sup>56</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 6, 10.

<sup>57</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 10, 11, 13; vgl. *Tristan da Cunha*, S. 135, 145, 147 (“die wahre Mitte der Welt”), 199, 203, 321 (“die Mitte der Welt”), 583 u. ö.

<sup>58</sup> Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 10; vgl. *Tristan da Cunha*, S. 625.

<sup>59</sup> Das ist auch Schrott bekannt: Schrott, *Tristan da Cunha: Eine Begegnung* (Anm. 4), S. 11–12.

Noch gesteigert wird diese herausgehobene Stellung dann durch die mythische Überhöhung der realiter eher trostlosen Insel zu einer Welt der menschlichen Wunschphantasien, ja: einer Stätte des Heils. Und zwar sind es nicht nur die vier genannten männlichen Hauptfiguren, die die Insel jedenfalls zeitweilig so sehen, sondern auch andere, einschließlich der Inselbewohner selbst. So wird der desolate Felsen im sturmgepeitschten Meer etikettiert als "Garten Eden" (S. 282), als das Paradies (S. 169, 199) und der Ort des Goldenen Zeitalters (S. 192), ferner als Utopia (S. 187, 211, 415 u. ö.) und Millennium (S. 209, 225), als "Kolonie von Gerechten" (S. 225, vgl. S. 209, 359) und die Wirklichkeit des ersehnten "idealen Daseins" (S. 400) oder auch des "unverdorben Natürlichen" und des "Guten im Menschen" (S. 474); Tristan da Cunha ist eine Stätte der Gerechtigkeit und des Gemeinwohls, der Brüderlichkeit, Gleichheit und Freiheit (S. 359, 211); auch als die "glückseligen Inseln" spukt das Archipel in jedenfalls einem Kopf (S. 622).

Eingeführt wird diese mehr oder weniger mythische Überhöhung aber letztlich nur, damit sie, wie angedeutet, enttäuscht werden kann. Nicht nur geht die Liebesbeziehung zu den Marah-Gestalten, mit der sich im Fall der vier Männer die Faszination von dieser besonderen Südatlantikinsel verquickt, schmerzlich in die Brüche, da, schematisch gesagt, die Frau mit dem sprechenden Namen sich dem Mann entzieht. Auch erleben die beiden von diesen Männern, die Tristan da Cunha aus eigener Erfahrung kennenlernen, die Insel *summa summarum* als alles andere denn als Paradies. Dodgson vor allem, der mit den höchsten Erwartungen kam, findet nur Zwietracht, Trunksucht, unchristliches Verhalten, Sünde, ja: "rückschrittliche Evolution" (S. 226) und "allgemeinen Niedergang" (S. 454), von der Rattenplage ganz zu schweigen: kein "Garten Eden" also (S. 256); am liebsten würde er die gesamte Bevölkerung, die die Unwirtlichkeit der Insel zum Hungertod verurteile, nach England evakuieren lassen, während er selbst, nicht weniger Sünder als die Insulaner, im Glaubensverlust und Wahnsinn endet. Reval, der ähnliche Kritik an den Einwohnern übt (S. 302, 605–607, 619), fühlt sich bei seinen wiederholten Besuchen auf der Insel, selbst während seiner mehrjährigen Vermessertätigkeit dort, ebenso fremd wie Dodgson und erkennt, "daß ich ihnen [den Insulanern] nie wirklich nahe gewesen bin" (S. 304); mit einem Wort: "die Insel ist keine Idylle" (S. 625). Rui, der die Insel persönlich nie kennengelernt hat, spricht von "massiver Selbsttäuschung" (S. 694). Besonders aber erweist sich die Geschichte der Insel, wie sie vor allem Thomsen (der sich am stärksten imaginativ mit den historischen Gestalten der Besiedlungsgeschichte Tristan da Cunhas identifiziert) vergegenwärtigt, als Geschichte der Desillusion, der "Ernüchterung" (S. 192). Schon aus der "freimaurerischen Utopie" des ersten, selbsternannten Gouverneurs wurde eine "bröckelnde Anarchie" (S. 281), und später wurde es eher schlimmer. Eine lange Sektion der Notizen Thomsens ist "Der Läuterungsberg" betitelt (S. 383 ff.); sie erklärt, wie jeder der sieben Urväter der Inselgemeinschaft auf seine Weise zu einer vollständigen Musterkarte der

Haupt­sünden beigetragen hat. Tristan da Cunha entpuppt sich derart als Dantesches Purgatorio, nicht als Paradies, das vielmehr zur "bloßen Chimäre" degeneriert, "Schlangen" gleich im Plural hat und "unerträglich" ist (S. 399, 410): "kein Wunderland mehr" (S. 422). Die "utopischen Ideale [sind] bankrott" (S. 418), "die unstillbare Sehnsucht nach dem idealen Dasein" wurde enttäuscht (S. 400): Purgatorio ohne Hoffnung.

## 7.

Mit diesem unmißverständlichen Verdikt über eine mittlerweile zweieinhalb Jahrhunderte anhaltende Faszination in dem vieldiskutierten Roman eines international prominenten Autors dürfte sich das Sujet vorerst erschöpft haben – und zu einem Rückblick geradezu auffordern.

Tristan da Cunha in der Literatur – ein ausgefallenes Thema? Nur auf den ersten Blick. Denn was die sachlich relevanten Werke, die deutschsprachigen allen voran, über diese ganze Zeitspanne an den Tag gebracht haben, ist doch dies: das geographische Abseits rückt gerade in der Ära der auch literarisch produktiven Globalisierung<sup>60</sup> – spätestens seit Captain Cook und Georg Forster – ins Zentrum des Interesses, das nicht zuletzt ein anthropologisches ist: es fragt nach den Verwirklichungsmöglichkeiten des Menschlichen jenseits der altvertrauten europäischen. So wird mit fortschreitender Erkundung der weißen Flecken auf der Landkarte das geographische Abseits Objekt der "romantischen" Sehnsucht des kosmopolitisch zivilisierten und damit Projektionsfläche von menschlich-allzumenschlichen Hoffnungen, Obsessionen, Passionen, Begierden auf der manchmal fluchtartigen Suche nach Alternativen zum gewohnten Lebensstil: das Ende der Welt als Nabel der Welt, die Peripherie als Mitte. So verhielt es sich im achtzehnten Jahrhundert mit Tahiti – bis dann die Schlange im Paradies nicht mehr auf sich warten ließ: edle Wilde sich als dekadent oder repressiv entpuppten.<sup>61</sup> Ähnlich dürfte auch der Blick des Literaturhistorikers auf Tristan-da-Cunha (heute konkurrenzlos die Ultima Thule des Exklusivtourismus) als Traumziel der ebenso gebildeten wie anspruchsvollen Phantasie ein Kapitel der Bewußtseinsgeschichte der westlichen Welt in Erfahrung bringen, das gerade heute, in der akuten Phase der Globalisierung und ihres Widerspiels, einen gewissen Reiz besitzt.<sup>62</sup>

<sup>60</sup> Dazu Karl S. Guthke, *Die Erfindung der Welt: Globalität und Grenzen in der Kulturgeschichte der Literatur*, Tübingen: Francke, 2005.

<sup>61</sup> Neil Rennie, *Far-Fetched Facts: The Literature of Travel and the Idea of the South Seas*, Oxford: Clarendon, 1995, bes. Kap. 4–6; Winfried Volk, *Die Entdeckung Tahitis und das Wunschbild der seligen Insel in der deutschen Literatur*, Diss. Heidelberg 1934.

<sup>62</sup> Episodisch verwendet wird Tristan da Cunha in Barbara Ewings Roman *The Trespass* (London: Time Warner, 2002), wo der Schiffbruch vor der Insel symbolisch verweist auf das Scheitern des

## Reiseberichte

### 1. Literatur und Reisebericht: Fiktion und Wirklichkeit?

Im Rückblick wird deutlich: die Literatur stilisiert Tristan da Cunha zum Zufluchtsort der Zivilisationsmüden, aber nicht selten macht sich auch die Schlange im Paradies bemerkbar. Das Bild der Insel schwankt zwischen Utopie der Genügsamkeit im "einfachen Leben" und Dystopie der Rückständigkeit, wenn nicht gar Regression, zwischen Lebensfülle und Erstarrung, Glückseligkeit und Menschlich-Allzumenschlichkeit. Das mag über die Jahrhunderte hin auf die Begegnung der Europäer mit *jeder* weit entfernten Insel zugetroffen sein: immer wieder einmal entpuppte sich ja der Sehnsuchtsort, der vom Unbehagen in der Kultur befreien sollte, als Habitat primitiver statt einfacher, unvernünftiger statt unschuldiger, träger statt lebensfroher Menschen, selbst wenn diese, wie die Buccaneers und Flibustiers auf den karibischen Inseln, ihrerseits Europäer waren, wie die Tristanier ja auch.<sup>63</sup>

Solche Widersprüchlichkeit ruft in Erinnerung: alles, was bisher in Augenschein genommen wurde, ist Literatur: Bildmachen, kreative Wirklichkeitswahrnehmung. Wie aber steht es mit der mehr oder weniger entfernt zugrundeliegenden Wirklichkeit? So naiv das klingt: ohne irgendwelches Wissen von der Insel nahe dem 37. Grad südlicher Breite seitens der Autoren ist schließlich jedes literarische Tristan da Cunha-Werk undenkbar, zumal wenn es unumwunden den Namen der Insel benutzt. Zur Kenntnis nehmen konnten Schriftsteller diese Wirklichkeit, aus zweiter Hand natürlich, in der Geschichtsschreibung, speziell in der Form von Reiseberichten, seien es Logbücher von Kapitänen oder Tagebücher und sonstige Aufzeichnungen von Mitreisenden. Selbstverständlich ist da gleich die Einschränkung zu machen: wenn schon die Geschichtsschreibung generell, wie man nicht erst seit Roland Barthes und Hayden White weiß, als Wirklichkeitsdarstellung mancherlei Affinitäten zur narrativen *fiction* aufweist (wie auch umgekehrt Romane oft genug als "Geschichte des...", "History of...", "Histoire de..." in die Welt geschickt wurden), so gilt das *a fortiori* für Äußerungen über die

---

viktorianischen Imperialismus und seiner verlogenen konventionellen Moralvorstellungen, ferner in Tristan Hughes' Roman *Send my Cold Bones Home* (Cardigan: Parthian, 2006), wo die Enge des Lebens auf der walisischen Insel Anglesey kontrastiert wird mit Seemannserfahrungen in der großen weiten Welt, die Tristan da Cunha als "a most dissolute, drunken and unproductive island" abwerten (S. 119); Jeremy Robinsons Thriller *Pulse* (New York: Thomas Dunne, 2009) läßt ebenso abstruse wie menschenverachtende Experimente zwecks Erreichung von Unsterblichkeit auf Tristan da Cunha stattfinden, bevor der Vulkanausbruch die ganze Insel zerstört. In allen drei Romanen entpuppt sich das einstige Wunschziel also als dessen Gegenteil.

<sup>63</sup> Urs Bitterli, "Die exotische Insel", *Der europäische Beobachter außereuropäischer Kulturen: Zur Problematik der Wirklichkeitsabnehmung*, hg. v. Hans-Joachim König u. a., Berlin: Duncker u. Humblot, 1989, S. 65–81.

Geschichte von Reisen, für Reiseberichte also, besonders für die schwer nachprüfbareren über entlegene und kaum zugängliche Regionen mit ihrem gesteigerten Reiz des ganz Anderen. Nicht umsonst ist ja der "Reise-Lügner" längst ein fester Begriff geworden, im Anschluß vielleicht an Bougainvilles schwerenöterhaftes Bekenntnis, als berichterstattender Seefahrer gelte er nun einmal als "menteur".<sup>64</sup>

Daß die Geschichte von Tristan da Cunha sich als eine Reihe von Geschichten, einschließlich Seemansgarnen über "Robinsons", Schatzgräber und Schiffbrüchige, erzählen läßt, bezeugen aufs unterhaltsamste Margaret Mackays *Angry Island: The Story of Tristan da Cunha (1506–1963)* von 1963 und die Essays von Lawrence G. Green in seinen Sammelbänden *Eight Bells at Salamander* (1960) und *Islands Time Forgot* (1962). Die Berührungspunkte von historischem Reisebericht und literarischer Wirklichkeitsgestaltung sind im Falle Tristan da Cunhas gelegentlich mit Händen zu greifen. Poe ist, wie erwähnt, in *The Narrative of Arthur Gordon Pym* sichtlich abhängig von Benjamin Morrells seinerseits stark fikionalisierter *Narrative of Four Voyages* von 1832. Die bei Hervé Bazin groß als symbolisch für die Lebensauffassung der Tristanier herausgestellten jährlichen Bootsfahrten nach der seit 1760 ganz unromantisch nach einem englischen Kapitän benannten Nachbarinsel Nightingale sind in Reiseberichten vielfach dokumentiert, ebenso die von Malcolm Lowry humorvoll berufenen unverwüstlichen Zähne als Indiz paradiesischer Gesundheit und Glückseligkeit. Und schließlich: die umstrittene Identifizierung der literarischen Insel Felsenburg mit Tristan da Cunha wird um einiges plausibler, wenn man entdeckt: einer der frühesten Augenzeugenberichte über das Südatlantik-Archipel beschreibt das zerklüftete Felsenmassiv von Nightingale ("een drom van gebrooke Klippen") als eine Burg, "een vervallen Kasteel". So Willem de Vlaminghs Logbuch über seine Australienfahrt von 1696 in der Paraphrase des (bis ins zwanzigste Jahrhundert unveröffentlichten) Textes, die Nicolaas Witsen, einer der Direktoren der auftraggebenden holländischen Ostindien-Gesellschaft, 1705 in die zweite Auflage seines Buchs *Noord en oost Tartareyen* einfügte<sup>65</sup> – ein Buch, das der weithin belese Johann Gottfried Schnabel, 1709 bis 1713 im spanischen Erbfolgekrieg als Feldscher in den Niederlanden stationiert, dort, im Land des Überseehandels, sehr wohl in die Hand bekommen haben mag.

Literatur – Reisebericht: auch ohne Wahrnehmungs- oder Darstellungstheorie zu bemühen, ist das offensichtlich nicht ein unüberbrückbarer Gegensatz

<sup>64</sup> Percy G. Adams, *Travelers and Travel-Liars, 1600–1800*, Berkeley: Univ. of California Press, 1962; Bougainville, *Voyage autour du monde*, hg. v. Michel Bideaux u. Sonia Faessel, Paris: Univ. de Paris, 2001, S. 57.

<sup>65</sup> Amsterdam: Schalekamp, S. 180. J. Brander, *Tristan da Cunha, 1506–1902*, London: Allen and Unwin, 1940, übersetzt den Originalwortlaut des Logbuchs als "ruins of a castle" (S. 46), Schilder als "a ruined castle" (*Voyage to the Great South Land: Willem de Vlamingh 1696–1697*, hg. v. Günter Schilder, Sydney: John Ferguson u. Royal Australian Historical Society, 2000, S. 32).

von Fiktion und Wirklichkeit, subjektiv und objektiv. Die mehr oder weniger persönlich perspektivierten Nachrichten über Tristan da Cunha, die im folgenden ins Visier genommen werden sollen, haben jedoch vor Roman, Erzählung und Drama, die sie als eigenständige Zeugnisreihe begleiten, den definierenden Vorzug, daß sie Augenzeugenberichte sind und dank dieser Erfahrungsnähe zweifellos mehr von den exotischen Realitäten durchschimmern lassen als die Schilderungen der nicht-gereisten Autoren. Diese Reiseberichte sind damit im Prinzip Dokumente, die mit dem Anspruch auf empirische Glaubwürdigkeit auftreten. Als solche geben sie Auskunft auf die Frage, die sich dem am literarischen Tristan-Bild Interessierten stellt und die im folgenden die leitende sein wird: was konnten Leser seit dem sechzehnten Jahrhundert aus einem streng genommen unliterarischen Genre erfahren über jene Insel, die noch bis vor kurzem den legitimsten Anspruch hatte, "Ultima Thule" zu sein: manchmal im Nebel gar nicht gefunden und wenn gefunden, schwer und unter Lebensgefahr zugänglich wegen der stürmischen Wetterverhältnisse und der hohen, von Wracks umringten Steilküste? Da entfaltet sich ein vielschichtigeres und aussagekräftigeres Bild als das, das der sich vorstellt, der von vornherein achselzuckend überzeugt ist, daß widersprüchliche Einschätzungen jederzeit und überall nur etwas über die Berichterstatter aussagen und nicht auch etwas über ihren Gegenstand, wie subjektiv belichtet auch immer.<sup>66</sup> Natürlich spielt eine Rolle, *wer* berichtet (Naturwissenschaftler oder Walfänger, Matrosen, gerettete Schiffbrüchige oder Insel-Seelsorger, Abenteurer oder selbsterklärte Exilanten, Deserteure oder Soldaten auf Posten, Ansässige oder turnusmäßig verpflichtete Verwaltungsbeamte, jugendliche Romantiker oder mit allen Wassern gewaschene Seebären, Touristen oder Journalisten). Es spielt ferner eine Rolle, *wie lange* der Aufenthalt dauerte (Stunden, Wochen, ein Leben lang), überdies, für was für einen Adressaten und *warum*: in welcher, vielleicht politischer (kolonialökonomischer) oder auch degenerationsmedizinischer Absicht oder Beauftragung berichtet wird. Solche Motivationen, ganz zu schweigen von unbewußten Projektionen, spielen fast immer hinein – nicht ganz zum Nachteil der Sache: "Neutralität" hätte Reisebücher kaum zur Lieblingslektüre des achtzehnten, neunzehnten und noch zwanzigsten Jahrhunderts gemacht. Relevant ist aber auch, *wann* ein solcher Bericht erstattet wird, etwa in welcher der für die Lebensqualität sehr unterschiedlichen Jahreszeiten und vor allem in welchem historischen Zeitpunkt. Denn die Bevölkerung Tristan da Cunhas erlebte über zwei Jahrhunderte hin ein Auf und Ab besonders in wirtschaftlicher Hinsicht, das keineswegs nur in der Perzeption der Reisenden existierte. Auf die goldene Zeit der intensiven und lukrativen

<sup>66</sup> Dies gegen N. M. Wace, "The Discovery, Exploitation and Settlement of the Tristan da Cunha Islands", *Proceedings of the Royal Geographical Society of Australasia*, South Australian Branch, LXX (1969), 36, Anm. 43.

Kontakte mit Segel-, besonders auch Walfangschiffen folgten seit der Mitte und verstärkt seit dem Ausgang des neunzehnten Jahrhunderts Jahre der Isolation von der Außenwelt, die Jahre des Hungers und Mangels am Nötigsten waren, wofür es sachliche Gründe gab: den Aufschwung der von den vorherrschenden Winden und damit von umwegigen Routen und auch von der Proviantaufnahme unterwegs unabhängigen Dampfschiffahrt sowie den Rückgang des Seehund- und Walfangs und die Eröffnung des Suez- und des Panama-Kanals 1869 bzw. 1914. So changiert Utopia (verschiedener Art) in den Reiseberichten mit Recht in Dystopia (verschiedener Art). Doch ist das keineswegs eine konsequent einsinnige und undifferenzierte Fortläufigkeit. Wohl aber entfaltet sich über die Jahrzehnte hin ein reichhaltiges Image im öffentlichen Bewußtsein. Und wie in der Literatur kommt es auch in den Reiseberichten auf Grund gebildeter Perzeption zu den schon von Kolumbus her vertrauten Rückgriffen auf den Mythos (Paradies, Goldenes Zeitalter, Naturkinder, auch Robinson, aber auch Hölle mit entsprechenden Insassen).

Dieses vielfältige Image von Tristan da Cunha, das die Augenzeugnisse vermitteln, in den Blick zu rücken dürfte reizvoll sein – nicht so sehr, um einen vermeintlich gültigen Eindruck von dem historisch-realen Hintergrund der explizit literarischen Wirklichkeitsgestaltung zu gewinnen, als vielmehr, um zu vergegenwärtigen, wie die beiden Genres, das im engeren Sinne literarische und das der Intention nach nicht-fiktionale, das dokumentarische, sich bestätigen, ergänzen, korrigieren. Im “Gespräch” können sie sich gegenseitig bereichern oder in Frage stellen, jedenfalls aber profilieren.<sup>67</sup>

Zum historischen Zeitrahmen ist noch anzumerken: bis zur Evakuierung der Bevölkerung nach dem Vulkanausbruch 1961 war Tristan da Cunha, soweit es dank der Reiseberichte überhaupt zur Kenntnis genommen wurde, bekannt als eine andere, eine zum Nachdenken herausfordernde, im Positiven oder Negativen alternative Welt, wie sie eigentlich nur im Kopf existieren kann, fern von “uns” nicht nur im geographischen Sinn. Seither, seit der Rückkehr der Insulaner 1963 und seit der anschließend intensiv betriebenen “Entwicklung”, ist das, was einmal mit Recht als Ende der Welt gelten konnte (und im Titel eines Journalistenbuchs noch 1994 eher nostalgisch projizierend so genannt wurde),<sup>68</sup> durch Internet, Telephon, Fernsehen, E-Mail mit jener Zivilisation bis zur Identität eng verbunden, als deren Gegenbild es fast zwei Jahrhunderte lang fungiert hatte, nämlich in seiner Eigenschaft entweder als Sehnsuchtsort der virtuellen Zivilisations-

<sup>67</sup> Nicht berücksichtigt werden Logbücher, Briefe, Tagebücher u. ä. Texte, die unveröffentlicht blieben (auch wenn sie in der neueren Sekundärliteratur manchmal auszugsweise zitiert werden), ferner Drucktexte, die lange nach ihrer Berichtszeit erschienen. Es geht um das Bild, das sich *Zeitgenossen* seit dem achtzehnten Jahrhundert machen konnten. Nicht verwendet werden überdies Dokumentarfilme und Bildbände.

<sup>68</sup> Anna Lajolo u. Guido Lombardi, *L'isola in capo al mondo*, Turin: Nuova Eri Edizioni Rai, 1994.

flüchtigen oder als Horrorszenar des Zivilisationsdefizits. Selbst in Gestalt von zwar immer noch sehr sporadischen Touristenbesuchen ist die global und uniformiert gewordene Zivilisation ins einstige Shangri-La des Südatlantiks eingedrungen; mit der Robinson-Romantik ist es vorbei, auch deren Desillusionierung hat damit ihren Reiz verloren; die Stunde des Historikers ist gekommen.

## 2. Von der Entdeckung (1506) bis zur Besiedlung (1810)

Die Zeugnisse, Briefe, Journale und Bordbücher zumeist, zur frühen, vorkolonialen Begegnung europäischer Seefahrer mit Tristan da Cunha, ob nun mit oder ohne Landgang – portugiesische zunächst, im siebzehnten Jahrhundert dann vornehmlich holländische und seit dem Ende des Jahrhunderts englische und französische, einmal, 1775, auch k. u. k. österreichische – verblieben größtenteils in den Archiven der Marine- und Kolonialministerien und der Handelsgesellschaften;<sup>69</sup> Informationen über die Schifffahrtsrouten nach Indien, China und Australien sollten nicht in fremde Hände fallen. Veröffentlicht wurden sie, wenn überhaupt, erst erheblich, z. T. Jahrhunderte, später. Die Kunde von Tristan da Cunha, auch soweit sie hinausging über Lagebestimmung, Wind- und Wetterverhältnisse, Navigationsdetails und strategische oder versorgungspraktische Überlegungen, drang also ins Bewußtsein der *Zeitgenossen* nicht in nennenswertem Umfang ein. Immerhin aber werden Berichte aus dem siebzehnten Jahrhundert bereits im frühen achtzehnten (als die Literaturgeschichte der Insel beginnt) im Druck bekannt und weithin zugänglich. So entsteht jedenfalls mit einer gewissen Zeitverschiebung nach und nach ein Bild von der Insel, und im Laufe des achtzehnten Jahrhunderts wird der Hiatus zwischen Report-Zeit und Veröffentlichungsdatum dann in den meisten Fällen zunehmend geringer, bis er spästens im neunzehnten Jahrhundert in der Regel, wenn auch nicht ausnahmslos, auf einige wenige Jahre schrumpft. Dieses Bild ändert sich wenig über die Jahrzehnte bis ins frühe neunzehnte Jahrhundert, nicht nur infolge der unvermeidlichen Wiederholung topographischer, zoologischer und botanischer und mit der Zeit auch seefahrtsgeschichtlicher Sachverhalte, sondern auch weil es den zeitlosen Zustand vor der Besiedlung wiedergibt. Ohne Menschen aber ist eine Inselwelt im Hinblick auf Utopie oder Dystopie kaum vorstellbar. So handelt es sich bei der Sichtung der frühen gedruckten Zeugnisse lediglich um eine Art Vorspiel. Was also konnte ein interessierter Leser vor der Besiedlung Ende 1810 über Tristan da Cunha,

<sup>69</sup> Vgl. die auf Archivistudien beruhende historische Darstellung bei Brander (Anm. 65), S. 23–50; Schilder (Anm. 65), Kap. 2; Wace (Anm. 66), S. 11–22; Henri Dehérain, *Dans l'Atlantique*, Paris: Hachette, 1912, S. 80–102; Nigel Wace, "The Discovery of Oceanic Islands in the South Atlantic by the Portuguese During the Sixteenth Century", *Portuguese Studies Review*, VIII (1999–2000), 142–144.

den späteren exemplarischen Fluchtpunkt der Zivilisationsmüden, in Erfahrung bringen?

Spärlich ist, was über Tristan da Cunha bekannt wurde im Gefolge der königlich-portugiesischen Expedition an die Ostküste Afrikas 1506 unter dem Kommando des Admirals Tristão da Cunha, der die Insel entdeckte. Afonso Albuquerque, der Befehlshaber des militärischen Kontingents der stattlichen Flotte, meldet 1557 in seinen *Commentarios* lediglich, man habe "sehr schönes Land" gesichtet, nämlich die nach dem Expeditionsleiter benannte Insel, um dann gleich fortzufahren mit dem Bericht über einen heftigen Sturm, wie er dann in der Folgezeit immer wieder zur Sprache kommen sollte.<sup>70</sup>

Über ein Jahrhundert lang war dann im Druck nichts Weiteres zu erfahren. Erst 1703 bekommt man im "third book" von John Thorntons Navigationshandbuch *The English Pilot* in der "Description of the Island of Tristan da Cunha" die nicht eben vielversprechende, auf Logbücher gestützte Auskunft, es sei schwierig, dort zu landen wegen der Steilküste und der großen "Bäume" unter der Wasseroberfläche (gemeint war der auch sonst oft erwähnte, die Insel umringende langarmige Tang), aber es gäbe Frischwasser von einem Wasserfall in Küstennähe, außerdem Seehunde *en masse*, von denen einige so groß wie Elefanten seien (eben See-Elefanten, eine Art Seehunde) und merkwürdige aufrecht gehende Vögel (Pinguine), doch weder Ziegen noch Schweine (wie sie damals auf unbewohnten Inseln für eventuelle Schiffbrüchige ausgesetzt zu werden pflegten); Treibholz am Strand deutet ominös auf Schiffsunglücke in der gefürchteten Sturmzone des Atlantik.<sup>71</sup> Ähnlich lautet 1705 die bereits erwähnte Paraphrase Witsens von Willem de Vlaminghs im Auftrag der Vereinigte Oostindische Compagnie geführtem Logbuch seiner Australienreise von 1696: Wale, Robben und Fische in Hülle und Fülle, dazu "Gevogelte zonder tal, dat zich met de hand liet vatten", hauptsächlich wohl wieder Pinguine (obwohl in frühen naturkundlichen Berichten auch von hühnerartigen Vögeln die Rede ist); Schnee auf der Bergspitze, gutes Trinkwasser, doch erschweren die Steilküste und der fehlende Ankergrund die Landung.<sup>72</sup> Auch damit läßt sich kein Utopist hinter dem Ofen hervorlocken.

<sup>70</sup> "Terra [...] muito formosa" (*Commentarios do grande Afonso Dalboquerque [...]*, Lissabon: Regia officina typografica, 1774, I, 32; eine zweite Aufl. war 1576 erschienen). Vgl. Wace (Anm. 69), S. 143.

<sup>71</sup> London: John How, 1703, S. 18; abgedruckt auch in Alexander Dalrymple, *A Serious Admonition to the Publick, on the Intended Thief-Colony at Botany Bay*, London: John Sewell, 1786 (hg. v. George Mackaness, Sydney: D.S. Ford, 1943, S. 32); frz. in Jean-Baptiste Après de Manneville, *Mémoire sur la navigation de France aux Indes*, Paris: Impr. royale, 1768, S. 27. Die Erstausgabe des *English Pilot* (hg. v. John Seller, London: Danby, 1675) erwähnt Tristan da Cunha nicht. Die zitierten Angaben dürften also aus Logbüchern aus dem letzten Viertel des siebzehnten Jahrhunderts stammen.

<sup>72</sup> Witsen, *Noord en oost Tartareyen*, 2. Aufl., Amsterdam: Schalekamp, 1705, S. 180. Vgl. zu dieser Reise Schilder (Anm. 65), bes. Kap. I u. 2. Der Bericht über Vlaminghs Reise von dem Schiffsarzt Mandrop Torst, *Journal wegens een voyagie [...] na [...] Zuid-Land*, Amsterdam: de

Das ändert sich radikal mit dem Bericht von François (Francis) Leguat, einem nach Holland geflohenen Hugenotten, der 1690 im Auftrag des Marquis Henri Duquesne zur Suche nach einer Kolonie für seine Glaubensgenossen nach einer kleinen Insel in der Nähe von Mauritius aufbrach und das ersehnte Eden bereits unterwegs zu finden glaubte, obwohl *La Hirondelle* wegen des orkanartigen Windes und der abweisenden Küstenformation gar nicht landen konnte. Sein Buch über die Reise, 1708 in seiner Wahlheimat London auf Englisch und Französisch erschienen und schon im Jahr darauf ins Deutsche übersetzt, beschreibt den idyllischen Eindruck von Tristan da Cunha im südatlantischen Hochsommer (Ende Dezember) als eine Art Paradies oder auch das Gelobte Land und überdies, wenig kongruent, mit Anklang an die Insel der Kalypso (hätte man auf der “lovely Isle” landen können, “perhaps we might have stay’d there too long”). Selbst die unnahbare Küste wirkt “extreamly agreeable”:

the Hills [...] were adorn’d with the most beautiful verdure in the World, and we saw the Sun with Pleasure thro’ tall and straight Trees, with which the tops of the Mountains were cover’d, Birds were every where flying about, the running Waters flow’d abundantly in several places, from Bason to Bason, making admirable Cascades; and from the foot of the Hills, to which they rapidly rowl’d, they fell precipitately, into the Sea. All the different Beauties of this charming Prospect, made us more desirous to have a nearer view of it, and refresh our selves in so delicious a Place; but we desir’d it in vain.

Der Anblick der Wale, “See-Wölfe” und Seevögel “fill’d us with new Joy, as did every thing that brought the much desir’d Land to our Remembrance”.<sup>73</sup> Bis zu dem in weiterem Detail ausgemalten Idyll der *Insel Felsenburg* (1730 ff.) scheint es da nur noch ein kleiner Schritt zu sein...

Nüchtern wirken demgegenüber Auszüge aus den Logbüchern von zwei französischen Indienfahrer (Houssaye, 1712, *Adelaide*, und anon., 1755, *Rouillé*), die das Navigationshandbuch von Jean-Baptiste Après de Manneville (s. Anm. 71) 1768 veröffentlichte: steil die Küste, wüstenhaft (“aride”) das Land, stürmisch das Wetter; ein Wasserfall, aber keine Bucht zum Landen (S. 27–29). Der *Neptune oriental* desselben Autors fügt dem 1775 (Paris: Demonville) noch Kapitän Etchever(r)ys Bordbuch-Eintrag von 1767 über den Landgang seiner Leute hinzu (Sp. 11), der dann auf Englisch bekannter wurde durch Alexander Dalrymple Broschüre von 1786 *A Serious Admonition* (s. Anm. 71, S. 35–36) und Joseph Huddarts anonym veröffentlichtes Handbuch *The Oriental Navigator; or, New Directions for Sailing to and from the East Indies* (London: Laurie and Whittle, 1794, S. 40–41; 2. Aufl. 1801, S. 35–36). Doch ergänzt der Bericht von Etchever(r)ie die

---

Coup u. a., 1701, erwähnt Tristan da Cunha, ohne irgendwelche Auskunft zu geben (s. Schilder, S. 148 u. Abb. Nr. 30).

<sup>73</sup> Francis Leguat, *A New Voyage to the East-Indies [...]*, London: R. Bonwicke u. a., 1708, S. 25–26.

beiden früheren allenfalls durch an sich nicht neue Bemerkungen über die Tierwelt: Pinguine noch und noch auf Nightingale, Seehunde und Seelöwen am steinigem schwarzen Sandstrand von Tristan, Fischreichtum in Küstennähe. Von größerem Interesse ist, was Dalrymple in seiner Schrift von 1786 aus einem holländischen Manuskript aus dem siebzehnten Jahrhundert mitteilt, daß nämlich außer Frischwasser, Fischen, Seelöwen und Vögeln “very fine vegetables” zu finden seien. Interessant ist das, weil mit dem Zusatz “for refreshment” (S. 37, 38), einem damaligen navigationspraktischen Fachausdruck, schon das Thema Tristan da Cunha als Verproviantierungsstation für Indien- und Chinafahrer angeschlagen ist, das dann ein Menschenalter später im Zusammenhang der Besiedlung der Insel eine lebenswichtige Rolle spielt, wenn sich auch nicht gleich paradiesische Vorstellungen damit verbinden. (Diese hätten, nebenbei bemerkt, Dalrymple, dem Hydrographen der East India Company und seit 1795 des britischen Marineministeriums, auch fernelegen, da er in *A Serious Admonition* die Berichte aus Logbüchern nur darum abdruckt, um Stimmung dafür zu machen, die damals in Erwägung gezogene überseeische britische Sträflingskolonie nicht in Botany Bay, sondern auf Tristan da Cunha zu gründen – was dem eben erst seine Umrisse gewinnenden Image der Insel nicht zuträglich gewesen sein kann).

Stichwort “refreshment”: daß Tristan da Cunha in dieser Hinsicht handelspolitisch bedeutsam werden könnte und sollte, ist ein Gedanke, den zwei Bücher aufgreifen, die aus der im Auftrag der britischen Regierung ausgeführten China-Ambassade unter Leitung von George (später Earl of) Macartney (1792–1794) hervorgingen, in deren Verlauf seine Offiziere Ende 1792, Anfang 1793 Gelegenheit hatten, das Terrain der Insel zu erkunden, während die Schiffe in einiger Entfernung vor Anker lagen: *An Authentic Account of an Embassy from the King of Great Britain to the Emperor of China* [...], Band I (London: Bulmer, 1797) von George Staunton, Macartneys Stellvertreter, und *A Voyage to Cochinchina in the Years 1792 and 1793* [...] von dem in bescheidener Rolle mitreisenden späteren Zweiten Sekretär der Admiralty John Barrow, der schon an der Abfassung von Stauntons Bericht mitgewirkt hatte (London: Cadell and Davies, 1806).<sup>74</sup> In der ausgiebigen topographischen Beschreibung (auch von der Flora und besonders von der Fauna ist die Rede) werden in beiden Büchern die Trinkwasser-“Kaskade” und die günstige Landelegenheit in deren unmittelbarer Nähe eigens hervorgehoben, um den Schluß zu ziehen: “Those islands are certainly worthy of a more particular enquiry”, denn da sie kaum fünfzig Meilen (“leagues”) von der Route der China- und Indienfahrer ablügen, hätte sie in Kriegszeiten ihren

<sup>74</sup> Zitate aus Staunton nach der angegebenen Ausgabe (Auszüge aus dem Bericht von Erasmus Gower, dem “Commander of the Expedition” [Titelblatt], der 1810 auch in dessen *Biographical Memoir* [London: Woodward] gedruckt wurde). Zitate aus Barrow nach *A Voyage to Cochinchina*, hg. v. Milton Osborne, Kuala Lumpur: Oxford Univ. Press, 1975. Dort auch eine Einführung zur Biographie Barrows, dessen Reisebücher seinerzeit sehr bekannt wurden.

besonderen Wert, schreibt Staunton (S. 200–201). Barrow liebäugelt angesichts der “many conveniences” überdies schon mit kolonialer Besitzergreifung im Interesse der Handelsabsicherung und militärischen Überlegenheit, ja: selbst mit regierungsamtlich geförderter Siedlungsanlage (S. 138–139). Zugleich mit solchen strategischen Erwägungen kommen aber auch bereits fast lyrische Andeutungen auf die Bukolik der bewohnbaren flachen Landzunge im Nordwesten der Insel ins Spiel: “covered with sedge-grass, interspersed with small shrubs, which, being perfectly green, looked, from the ship, like a pleasant meadow, watered by a stream that fell, afterwards, from its banks upon the beach” – so Staunton (S. 198). Das Echo bei Barrow: “Here a plain, covered with soft verdure, rises a few feet only above a sandy beach, upon which a copious stream of pure water falls [...] in a sort of cascade” (S. 138). Die amöne Landschaft Utopias kündigt sich an.

Nicht auf das utopische, sondern auf das praktische Potential der Insel als Verproviantierungsstation kommt es einem weiteren der aus diesem Zeitraum stammenden Berichte über Tristan da Cunha<sup>75</sup> an: Jean-Baptiste Bory de Saint-Vincent, Teilnehmer an Nicolas Baudins mißglückter Australien-Expedition und Kenner von Stauntons Buch, sieht 1801 auf der Vorbeifahrt in Tristan da Cunha einen möglichen französischen Militärstützpunkt wegen des Fischreichtums, des Frischwassers, der guten Landbedingungen und der landwirtschaftlichen Möglichkeiten. So in seinem Report *Voyage dans les quatre principales îles des mers d’Afrique* (Paris: Buisson, 1804, III, 317–318). Lang und breit kommt er dort auch auf seinen Landsmann, den privatisierenden Naturwissenschaftler Aubert Du Petit-Thouars, zu sprechen (I, 127–129), der Anfang Januar 1793 ein paar Tage lang auf der Insel botanische und zoologische Studien getrieben hatte während seiner zehnjährigen naturwissenschaftlichen Seereise mit längeren Aufenthalten auf französischen Besitzungen im Indischen Ozean. In seiner “Description abrégée des isles de Tristan d’Acugna”, 1803 dem Institut de France vorgetragen und 1811 als 24-seitiges Heft in seine *Mélanges de botanique et de voyages* (Paris: Bertrand) aufgenommen, nimmt Du Petit-Thouars sich vor, die Berichterstattung im *Neptune oriental* zu ergänzen durch detaillierte Beschreibung der Tier- und Pflanzenwelt – rein sachlich, ohne Paradies-Vision; aber auch er dachte schon an

<sup>75</sup> Eher nichtssagend sind die Berichte über zwei Vorbeifahrten aus dem Jahre 1803: J. H. Tuckey, *An Account of a Voyage to Establish a Colony at Port Philip in Bass’s Strait, on the South Coast of New South Wales [...]*, London: Longman u. a., 1805, S. 119–122 (Landgang auf Inaccessible), und Amasa Delano, *A Narrative of Voyages and Travels in the Northern and Southern Hemispheres [...]*, Boston: E. G. House, 1817, S. 425–427 (Verweis auf Staunton); ebenso unergiebig, trotz Landgang 1800, Edmund Fanning, *Voyages Round the World [...]*, New York: Collins and Hannay, 1833, S. 291–293, sowie (wiederum trotz Landung 1807) *The Journal of William Lockerby, Sandalwood Trader [...]*, hg. v. Everard Im Thurn, London: Hakluyt Society, 1925 (Erstausgabe), S. 3.